

## Rauf oder runter? Fahrstuhlgespräche

Öffnete im Erdgeschoss die Haustür, so heulte kurz ein Windzug auf. Dieses Pfeifen wurde für mich zum Signal dafür, dass es vermutlich gleich weiterging mit der Fahrt. Wurde der Aufzug gerufen, so war immer noch etwas Zeit, um sich zu sammeln und auf die kommende Begegnung vorzubereiten – denn selten war es der Fall, dass der Aufzug gerade dort stand, wo die Beförderung begonnen werden sollte. Im Wartezustand schloss die Tür.<sup>31</sup> Immer mal wieder blickte ich während der Wartezeiten in die Spiegelwand, durch welche die Kabine erheblich größer wirkte, als sie war. Manchmal schaute ich in Gedanken versunken durch mich hindurch, dann wieder studierte ich alle Einzelheiten um mich herum und von Zeit zu Zeit auch mich selbst.

Eine volle Arbeitswoche lang tat ich im Frühling des Jahres 2015 meinen Dienst im Fahrstuhl des hohen Hauses. An fünf Tagen verbrachte ich jeweils acht Stunden im Raum der Aufzugkabine, wobei Fahrgastfahrten und Standzeiten sich immerzu abwechselten – eine intensive Erfahrung. Mal begann ich in den frühen Morgenstunden und andermal erst zum Nachmittag – so beabsichtigte ich den unterschiedlichen Alltagsroutinen der Menschen im Haus zu entsprechen. Es ging zu Beginn der Fahrstuhlfahrten und Kabinengespräche vor allem darum, der Bewohner-

31 Es gibt auch Aufzüge, die so programmiert sind, dass die Türe stets offen stehen bleibt.

schaft in wenigen Worten zu vermitteln warum und mit welchem Interesse ich mich in ihrem Hause aufhielt und was mit den gesammelten Informationen geschehen würde. Für den Erkenntnisgewinn meiner Forschung galt es so aufmerksam wie möglich zu beobachten, zuzuhören und währenddessen, soweit es die Situation erlaubte, die gewonnenen Eindrücke gut zu dokumentieren. Welche Möglichkeiten gab es, die erzählten Reden mit Zettel und Stift zu erfassen? Für mich war es wichtig, Redewendungen und andere sprachliche Eigenheiten festzuhalten – denn darin drücken sich die Eigenheiten der Menschen aus. Mitunter schrieb ich nicht alles mit, was gesagt wurde – so schnell wäre ich auch kaum hinterhergekommen. Entscheidend war es, Sprachwendungen, die mir weniger geläufig waren, wortwörtlich zu notieren. Darüber hinaus notierte ich in Stichworten Gesprächsverläufe, Gedankengänge und auch Assoziationen, die ich allabendlich im unmittelbaren Anschluss an meine Forschungsarbeitseinsätze in der gebotenen Ausführlichkeit ausarbeitete. Im Aufzug erfuhr ich viel über das Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durcheinander der Hausgemeinschaft. Die folgenden Passagen erzählen davon, was durch die Einmischende Beobachtung in Erfahrung gebracht wurde.

Die Kabine setzte sich in Bewegung. Bis fast ganz oben ging die Fahrt. *Ach, hallo! Tachchen! Na wer sind Sie denn?*, fragte mich ein bestens gelaunter alter Herr. Tief gebräunt war er, sein strahlend weißes Haar kontrastierte eindrucksvoll zu seinem Teint. *Was ist das denn Originelles, sagen Sie mal? Bieten Sie uns hier einen neuen Service an? Wollen Sie etwa Geld junger Mann?* Wie ich es mir im Vorfeld zurechtgelegt hatte, erklärte ich kurz und knapp ich sei Wissenschaftler, der sich für das Haus und seine Bewohner-schaft interessierte und der sich dachte, der Fahrstuhl sei ein guter Ort, um diese kennenzulernen. Freundlich nickte er: *Auf jeden Fall! Da sind Sie hier goldrichtig! Eine wissenschaftliche Arbeit schreiben Sie, ja? Na was kann ich Ihnen denn da erzählen, um Ihnen zu helfen? Erzählen kann ich Ihnen viel – was wollen Sie denn hören?* Nach kurzer Pause knüpfte er an: *Also ich lebe gerne hier, seit 35 Jahren schon. So manche Ups and Downs habe ich da schon miterlebt, das kann ich Ihnen sagen!* Auf unserem Weg

nach unten folgte ein weiterer Halt. *Hallo! Hereinspaziert!* Freudig begrüßte der Weißhaarige einen Nachbarn, der in seinem Alter sein mochte. *Haben Sie schon unseren netten Pagen kennengelernt?* Mit großer Geste bat er den Wartenden zu uns herein. Die beiden wirkten vertraut miteinander. Auf mich reagierte der hinzugekommene Fahrgast zunächst verhalten. *Guten Tag!*, grüßte er und stellte sich neben seinen Nachbarn. *Der junge Mann ist Wissenschaftler. Unser Haus will er erforschen*, wurde ihm sogleich erläutert. *Er will unser Haus erforschen?! – Soso! Das ist ja mal was. Dann schauen Sie mal gleich hier: die Lampe da ist schon seit vier Wochen kaputt. Interessiert die Verwaltung nicht*, beanstandete er. *Wäre ja nicht verkehrt, wenn jemand 'nen Auge drauf hätte. Von der Hausverwaltung sind Sie aber nicht, oder?* Verneinend schüttelte ich den Kopf. *Von einer Universität, richtig?*, schaltete sich der Weißhaarige ein. Ich erklärte kurz und knapp, ich sei Wissenschaftler, der sich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte. *Achso. Naja, nun denn. Also: Der Reparaturservice ist schlecht. Der Kontakt zur Verwaltung ist schlecht. Es fehlt im Haus schlicht und einfach die Wertschätzung! Es wird eigentlich immer schlimmer. Was ich mich frage: Weshalb wird das Haus nicht saniert? Ist das Haus vielleicht gar nicht bestandsfähig? Wird deshalb nichts gemacht? Lediglich der Zaun unten als Absicherung ... Na gegen was denn eigentlich? Gegen herabfallenden Beton? Keine Wertschätzung – aber große Wertschöpfung! Wenig Wertschätzung, viel Wertschöpfung. Das isses!* Vielsagend sah er seinen Nachbarn an. *Das Wohnen wird dadurch zum Teil unerträglich*, fuhr er fort. *Für ein Sekündchen, da dachte ich, das wäre vielleicht mit Ihnen hier ein Test. Damit wir endlich einen Concierge bekommen. Den wünschen wir uns schon seit Jahren.* Gutmütig klopfte ihm der Weißhaarige auf die Schulter und beschwichtigte: *Nun wollen wir mal nicht alles schlecht reden, nicht?* Mittlerweile waren wir unten angekommen. *Naja denn, weitermachen! Wir treffen Sie ja hier sicher bald wieder, oder? Tschüssikowsky!* Die beiden stiegen aus und drehten sich noch einmal nach mir um. Beide winkten zum Abschied, dann schloss die Tür.

Bei dieser frühen Fahrt hatte ich das Glück, auf zwei langjährige Hausbewohner zu treffen. Als eine glückliche Fügung bewertete ich vor allem das erste Einsetzen eines

erhofften „Schneeballeffektes“<sup>32</sup>. Dass der gesprächslustige Herr sogleich die Kontaktaufnahme zu seinem Nachbarn anmoderierte, war ein Gewinn für meine Sache. Interessant war für die Darstellung meiner Gesprächspartner, das bemerkte ich an diesem Beispiel bereits deutlich, durchaus auch die Wiedergabe spezifischer Redewendungen wie zum Beispiel „Tachchen“ oder „Tschüssikowsky“. Solche sprachlichen Eigenheiten erzählten doch etwas über diejenigen, die sie gebrauchten. Zwar war es mir aufgrund meiner Biographie möglich, die Grußformel „Tachchen“ als typisch für ältere Berlinerinnen und Berliner, insbesondere aus dem vormaligen West-Berlin, einzuordnen. Doch konnte es im Zuge dieser Arbeit nicht der Anspruch sein, Dialekte sprachwissenschaftlich zu analysieren. Auffällige Formulierungen entschied ich jedoch mitaufzunehmen, so wie einst Hans Ostwald.

Die Fahrstuhltür öffnete und ein Mädchen im Teenager-Alter stieg ein. Ich begrüßte und fragte, in welchen Stock ich sie bringen dürfe. Etwas verwirrt brachte sie mit schwacher Stimme ein *Hi!* und die Zahl der gewünschten Etage hervor. Dann stellte sie sich in die Ecke und schaute auf ihr Smartphone, ohne mit dem Blick ein einziges Mal abzuweichen. Im Erdgeschoss angekommen, huschte sie schnell an mir vorbei, sagte dabei aber noch leise *Tschüss*.

Von Anfang an hatte ich damit rechnen müssen, dass mein Auftritt auch Verunsicherungen hervorrufen konnte. Dass die aufgezwungene Nähe mit Fremden auf engstem Raum ein großes Problem darstellen kann, dürfte ohne weitere Erklärung nachvollziehbar sein. In der praktischen Erfahrung zeigte sich so die große Bedeutung der Spielregel: Die Intervention abzubrechen, sobald ich direkt oder durch Dritte mitbekam, dass sich eine im Haus wohnende Person deswegen unwohl fühlte. Der konkrete Fall dieses jungen Mädchens zeigte mir indes auf, wie schwierig zu beurteilen das mögliche subjektive Unwohlsein im konkreten Einzelfall sein mochte.

32 Vgl. Kromrey, H. (2006): 292.

Die Kabine setzte sich wieder in Bewegung. Im Erdgeschoss stieg ein junger Mann mit üppigem Vollbart hinzu. Über den Spiegel schaute er mich an. Mit deutlich englischem Akzent fragte er mich: *Bist du Künstler?* Höflich verneinte ich und fragte zurück, ob er Künstler sei. *Ja*, lautete seine Antwort. Schweigend fuhren wir weiter. *Bye!*

Ein britischer Künstler mit Vollbart würde einwandfrei zur Gruppe der „Gentrifier“ zählen. Doch die Definitionen über die maßgeblich an Gentrifizierungsprozessen beteiligten Individuen sind im Detail besehen eher ungenau. Zumeist ist in diesem Zusammenhang recht allgemein die Rede vom Austausch statusniedriger Bevölkerungsgruppen durch statushöhere.<sup>33</sup> Anhand von Kategorien wie Einkommen, Schulbildung oder Kinderzahl pro Haushalt werden Versuche unternommen, eindeutig bestimmbarere Bevölkerungsgruppen zu bilden. Zu den „Pionieren“ der Gentrifizierung heißt es beispielsweise in einer Studie: „Pioniere: Altersgruppe 18–25 Jahre; Schulbildung: Abitur; Pro-Kopf-Einkommen: unter 2.000 DM; keine Kinder; Gentrifier: Altersgruppe: 26–45 Jahre; Schulbildung: alle; Pro-Kopf-Einkommen: über DM 2.000; keine Kinder.“<sup>34</sup> Um bei diesem Fall zu bleiben, denke man sich: Der Mann mit dem britischen Akzent wäre zwar ein Künstler, doch lebte er vielleicht von Arbeitslosengeld; oder er hätte die Schule nie abgeschlossen, wäre aber so wohlhabend, dass er als Privatier leben konnte. Was veränderte sich, wenn er Kinder hätte? Unzählige Differenzierungen sind denkbar.<sup>35</sup> Verlassen die Klassifikationsversuche das Vage, so zeigt sich, dass die Menschen verschiedener sind als angenommen. Was ich halbwegs sicher meinte feststellen zu können war, dass es sich um einen Mann handelte (und bereits an diesem Punkt könnten dieser Tage erste Einwände erfolgen), der einen modischen Vollbart trug, dessen Kleidungsstil ich persönlich „hip“ nennen würde, der einen

33 Vgl. Helbrecht, I. (2016): 9ff.

34 Friedrichs, J. (2000): 62.

35 Vgl. ebd.

englischen Akzent hatte, den ich nicht näher einordnen konnte, den ich auf circa 30 Jahre alt schätzte und der für mich durchaus britisch aussah – was offen gestanden darin begründet lag, dass er von verhältnismäßig blassem Hauttyp war und rötlich-blonde Haare hatte. Über sich selbst sagte diese Person aus, dass sie Künstler sei.

In einem der ersten Stockwerke wartete eine Dame mit Kinderwagen und zwei kleinen Kindern. Als die Fahrtstuhltür sich öffnete, stand sie gerade zu einem der Kinder heruntergebeugt und erklärte wohl etwas. Sie sprach in einer Sprache, die ich nicht zuordnen konnte. Als Erstes bemerkten mich die Kleinen. Etwas verschüchtert hielten sie sich am Rock der Mutter fest. *Können wir mitfahren?*, fragte mich sodann die Dame in akzentfreiem Deutsch. Mit Freude bat ich sie einzutreten. *Werden wir gefilmt? Ist hier eine Kamera?*, wollte sie darauf wissen. Kurz und knapp erklärte ich, dass ich ein Wissenschaftler sei, der sich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte. Aufmerksam hatte sie zugehört und sogleich richtete sie sich dann in der mir unbekannten Sprache an ihre Kinder. Derweil schauten mich die Kleinen mit großen Augen an. Sie strich den beiden nacheinander über die Wangen. Schon war die Fahrt vorüber. *Tschüss!*, verabschiedete sich die Mutter, die beiden Kinder blickten beim Aussteigen über die Schulter zurück zu mir. Dabei lief das kleinere im Laufen gegen die Ferse des Geschwisterchens und kam dadurch beinahe zu Fall. Einen erschrockenen Augenblick lang schien das Kleine den Tränen nahe. Doch seine Mutter nahm sie lachend auf den Arm und gab ihr einen Kuss. Schon war alles wieder gut. Zum Abschied winkten wir einander zu.

Momente wie diese hoben das Überraschungsmoment dieser Durchführungsweise einmischender Beobachtung im Alltag der Bewohnerschaft hervor. Zudem machten sie mir auch deutlich, dass es mitunter nur ein schmaler Grat war zwischen freudiger Überraschung und Einschüchterung. Es hielt mir erneut vor Augen, wie wichtig es war, sich Gedanken darüber zu machen, welche Verantwortung man trug, wann immer man als Forscher, ja als Mensch, in das Leben anderer eindrang. Und es unterstrich, wie wichtig es

war, sich bei der Feldforschung in Empathie zu üben.<sup>36</sup> Um also niemandem unnötig Angst einzujagen, musste ich nach Kräften um Aufklärung bezüglich meiner Aktion bemüht sein. Mit dem Austausch kleiner freundlicher Gesten mit den Kindern schien mir dies zum Glück gelungen. Noch etwas offenbarte mir diese Begegnung: Dass es mich überrascht hatte, die Dame zuerst in einer mir fremden Sprache und anschließend ohne jeglichen Akzent auf Hochdeutsch sprechen zu hören, verriet etwas über meine eigene Erwartungshaltung.

Nächste Fahrt, Halt in einem mittleren Stockwerk. Ein Herr von vielleicht 40 Jahren trat mit missmutiger Miene ein. Er musterte mich von oben bis unten und fragte dann: *Darf ich fragen, was das soll?* Kurz und knapp erkläre ich, dass ich mich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte und Wissenschaftler sei. Um die Menschen hier kennenzulernen, so dachte ich, sei der Fahrstuhl ein guter Ort. *Na wenn's denn hilft!*, scherzte er. *Hauptsache ich finde Ihre Nummer hier nachher nicht auf der Nebenkostenabrechnung wieder!* Ich versicherte, dass es ihn höchstens ein Lächeln kosten würde. *Naja gut!* Trotz der offensichtlich schlechten Laune huschte ihm ein Lächeln über das Gesicht. Ohne Gruß stieg er aus.

Wenig später stiegen im Erdgeschoss drei kugelrunde alte Damen mit Kopftüchern ein, die miteinander Arabisch sprachen. Sehr aufgeregt schienen sie, diskutierten und gestikulierten dabei energisch, deuteten, so mein Eindruck, dabei auf mich. Mit einem Male brachen sie ab und wurden ganz ruhig. Eine der drei wandte sich an mich: *Entschuldigung – es ist etwas Neues?* Das bejahte ich. Ich erklärte kurz und knapp mein Anliegen. *Gut!* Darauf sprach sie mit den anderen beiden. Alle drei nickten mit freudigen Gesichtsausdrücken und winkten mir zum Abschied.

Diese Begegnung zeigte sehr deutlich die Bedeutung von Barrieren der Sprache im Kontext meines Forschungsaufbaus. Die Möglichkeiten, sich miteinander zu verständigen stiegen und fielen mit dem gemeinsamen Vokabular. Diese

36 Vgl. Sennett, R. (2012): 38.

Herausforderung bestand auf vergleichbare Weise natürlich auch unter den Nachbarinnen und Nachbarn: Gespräche, die erwünscht oder auch dringend nötig waren, konnten nicht geführt werden ohne gemeinsame Sprache.

Im Erdgeschoss wartete eine alte Dame in Begleitung eines kräftigen, bärtigen jungen Mannes. Sie nickte mir zu. Er hingegen schaute mich unvermittelt zornig an, drückte selbst den Knopf, schnaufte aufgebracht und schwieg. Zunächst blickte er zu Boden, dann mir direkt in die Augen: *Was wird'n das hier? Versteckte Kamera oder was?*, platzte es schließlich aus ihm heraus. Kurz und knapp erklärte ich, ich sei Wissenschaftler, dass ich mich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte und den Fahrstuhl für einen guten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Was denn für eine Wissenschaft? Was soll denn das sein für eine Forschung?*, wollte er wissen. Dass ich etwas über das Leben im Haus erfahren mochte, erklärte ich. *Hast du kein eigenes Leben?*, bekam ich zur Antwort. Dass es Teil meiner Doktorarbeit sei, berichtete ich. Das schien ihn nicht sonderlich zu interessieren. Er wechselte einen Blick mit der Dame, die vermutlich seine Mutter war. *Hast du überhaupt 'ne Genehmigung? Da kann ja jeder kommen!* Wahrheitsgemäß gab ich zu, keine offizielle Erlaubnis für mein Handeln zu haben – erklärte aber noch im selben Atemzug, dass ich sofort aufhören würde, wenn sich bloß eine im Haus wohnhafte Person an meiner Aktion stören würde. Ich fragte, ob es ihn störte. *Was interessiert dich unser Haus? Warum dieses?* Von den Medienberichten, die immerzu Probleme und Kriminalität thematisierten, berichtete ich und fügte an, dass ich lieber diejenigen mit entsprechender Expertise fragen wollte. Und ein Experte, das war ja schließlich er – denn er wohnte ja hier. *O.K. Macht Sinn. Viel Spaß!* Die Dame und er schenkten sich ein flüchtiges Lächeln. Mich sah er darauf nochmals ernst an und nickte. Beim Aussteigen sagte er kopfschüttelnd, mehr zu sich als zu mir: *Sachen gibt's!*

Diese Fragen zielten auf einen elementaren Punkt der empirischen Sozialforschung im Allgemeinen und der Einmischenden Beobachtung im Besonderen: Mit welchem Recht betrat man als Forscher oder Forscherin den Lebensalltag von Menschen? Dass Informationserhebungen – auch wenn sie im Namen der Wissenschaft erfolgten – möglicher-

weise nicht von allen Beteiligten begrüßt wurden, das galt es zu bedenken. Denn gerade die Kontrolle über die Preisgabe von Einzelheiten über das private Leben war doch eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das Leben eines freien Individuums in der Stadt und in unserer Gesellschaft. Neben der von mir allgemein formulierten Spielregel, die Forschung abzubrechen, sobald sie jemandem Unbehagen bereiten sollte, empfahl sich auch die Konsultation des Ethikkodex der American Anthropological Association. Darin heißt es unter anderem: Anthropologische Forscherinnen und Forscher müssen alles in ihrer Macht Stehende tun, um sicherzustellen, dass ihre Forschung die Sicherheit, die Würde oder die Privatsphäre der Menschen, mit denen sie arbeiten, forschen oder andere berufliche Tätigkeiten ausüben, nicht beeinträchtigt.<sup>37</sup>

In einem der oberen Stockwerke stieg eine Dame mit einer zartrosa-gefärbten Dauerwelle ein. Wir grüßten einander und sogleich waltete ich meines Amtes als Fahrstuhlführer. Während der Fahrt herrschte zunächst freundliches Schweigen. Derweil musterte sie mich, sah mich über den Spiegel an. *Wissen Sie, meine Freundinnen im Haus und ich, wir haben uns beraten. Wir haben überlegt, ob wir die Polizei rufen sollen wegen Ihnen*, eröffnete sie mir in einem kräftigen osteuropäischen oder russischen Akzent. *Ich habe entschieden: Nein. Ich werde meinen Nachbarinnen sagen, Sie sind in Ordnung und ich möchte, dass Sie das wissen*. Freudig überrascht bedankte ich mich. Sie nickte mir vielsagend zu.

Beruhigt war ich zu hören, dass ich es offenbar vermocht hatte, von der Rechtschaffenheit meiner Absichten zu überzeugen. Über diesen Vorschuss an Vertrauen, den mir das nachbarschaftliche Netzwerk dieser Dame und ihrer Freundinnen schenkten, war ich sehr froh. Spannenderweise bekam ich so mit, dass sich Bewohnerinnen und Bewohner bereits untereinander über mein Vorgehen austauschten.

37 Vgl. American Anthropological Association: Ethicscode.

Als nächstes empfing ich einen jungen Vater und seinen Sohn. Der Junge hatte eine große Sporttasche dabei. Vermutlich hatte der Vater seinen Sohn vom Training abgeholt. Gern gaben mir die beiden ihren Fahrtwunsch an. Neugierig schauten sie mich an. *Entschuldigung – ich habe jetzt gar kein Geld dabei, dass ich Ihnen geben könnte*, sagte der Mann vor dem Aussteigen. Höflich winkte ich ab und erklärte kurz und knapp ich sei ein Wissenschaftler, der sich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte. *Eine tolle Idee!*, antwortete er. *Sagen Sie: Darf ich ein Foto machen?* Seinen Sohn fragte er, ob er mit aufs Bild wolle. Erst etwas schüchtern zwar, aber doch ohne lange zu zögern stellte dieser sich zu mir. Dem Vater gab ich meine E-Mailadresse mit der Bitte, mir das Bild später zu schicken. Er streckte einen Daumen nach oben. *Na klar, gerne! Danke, Tschüss!*

Dies zeigte, dass mein Auftritt gewissermaßen auch eine Attraktion darstellte. Die mit der Einmischenden Beobachtung beabsichtigte Irritation im Alltag war allemal erzeugt.

Eine Dame mit Hund wartete auf den Fahrstuhl. Als sie mich erblickte, zuckte sie zusammen. *Man erschreckt sich ja ein bisschen, wenn die Tür aufgeht – da denkt man ja, man ist im falschen Haus*. Sogleich erklärte ich kurz und knapp mein Vorhaben. *Na gut*, erwiderte sie und stieg sichtlich beruhigt ein. *Wie ist das Wetter?*, fragte sie nach kurzer Pause. *Hoffentlich ist der Wind nicht mehr so doll. Das war ja schlimm gestern. Mein kleiner Hund ist beinahe weggeflogen*. Liebevoll schaute sie zu dem kleinen Vierbeiner herab. *Meine Tochter steckte im Zug nach Frankfurt fest, stundenlang. Naja, hoffen wir mal das Beste, nicht?* Wir wünschten einander zum Abschied einen schönen Tag.

Erstaunlich fand ich, wie die Dame den Übergang zu einem allgemeinen Alltagsgespräch meisterte, nachdem es gelungen war, ihr die Sorge vor der ungewohnten Situation zu nehmen. Mit offenen Karten zu spielen, war ausgesprochen wichtig. Mit der Zeit gewann ich den Eindruck, dass vor allem die Erläuterung des wissenschaftlichen Zusammenhangs meiner Forschung auf die meisten beruhigend wirkte.

*Haha!* In bester Stimmung klopfte sich ein alter schwarzer Herr mit krausem grauem Haar lachend auf die Oberschenkel, kaum dass er mich erblickt hatte. *Schau dich das einer an! Das gibt's ja nicht!* Unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachten auch seine Augen mit. *Macht Spaß?*, fragte er mit einer kräftigen und auf charmante Weise kratzigen Stimme. Seinem Akzent nach vermutete ich, dass er aus den USA stammte. *Was ist dein Auftrag, Junge?*, wollte er wissen. Kurz und knapp erklärte ich ihm mein Vorhaben. *Fantastisch, fantastisch*, sagte er. Dann sah er mir lange in die Augen. *Junge, du bist verrückt! Weißt du das?* Das nahm ich als Kompliment. *Sehr gut! Sehr gut! Viel Vergnügen, Lobby Boy!* Vor dem Aussteigen schmiss er die Hände abwehrend von sich und schüttelte nochmal kräftig lachend den Kopf. *Viel Spaß!*

Zu diesem Herrn hatte ich mir notiert, dass er „schwarz“ war. Bedeutsam wurde dies vor dem Hintergrund, dass ich mir Merkmale zur Hautfarbe bei anderen Personen nicht notiert hatte. Andere Einordnungen wie etwa zum Beispiel „mit türkischem Migrationshintergrund“ oder „sprach russisch“ oder „arabisch“ hatte ich vorgenommen. Inwieweit waren derlei Zusätze zu den Personen im Rahmen der Begegnungsbeschreibungen angebracht? Welchen Unterschied machte es, wenn ich beispielsweise erwähnte, dass der Vater und sein Fußball spielender Sohn einen „Migrationshintergrund“ hatten? Und zu welchem Erkenntnisgewinn führt diese Information, wenn ich diesen „Migrationshintergrund“ nicht näher bestimmen konnte als „vermutlich irgendwo zwischen Marokko und Afghanistan“? Je geringer meine Kenntnis über Teile der Welt und ihre Menschen, desto ungenauer wurde in der Folge meine Beschreibung. Was solcherlei Erwähnungen ethnischer Zugehörigkeiten vor allem verrieten, das war etwas über mich als Autor: Daraus, dass hervorgehoben wurde, dass jemand Arabisch oder mit britischem Akzent sprach oder schwarze Haut hatte, konnte womöglich gefolgert werden, dass dem Autor dies als eine Besonderheit aufgefallen war. Ließen sich also aus solchen Hervorhebungen des Autors Aussagen darüber ableiten, was vermutlich auf ihn selbst nicht zutraf? Die Augen vor der Vielfalt der Menschen in der Welt zu verschließen, das konnte keine

Perspektive sein für eine Arbeit, die doch gerade das Miteinander im Wohnen verschiedener Menschen zum Thema gemacht hatte.

Ungeklärt stand die Frage im Raum, auf welche Weise Verschiedenheiten angemessen in Worte zu fassen waren. War es vertretbar, jemanden „schwarz“ zu nennen? Anstatt dessen „Afrikaner“, „afrikanisch-stämmig“ oder Ähnliches zu schreiben, machte in einer globalisierten Welt keinen Sinn, wenn man es nicht genauer wusste. Aufgrund seines amerikanisch klingenden Akzentes könnte Afro-Amerikaner womöglich noch eine zulässige Variante sein. Mit dem Versuch, den Irrungen und Wirrungen in den unzähligen verschiedenen Auslegungen „politisch korrekter“ Sprache möglichst unverfänglich zu entsprechen, begab ich mich auf sprachlich ungesichertes Terrain. Drum entschied ich nachzuschlagen, welchen Rat die Bundeszentrale für politische Bildung in diesem Falle gab. Dort las ich: „Die politisch korrekte Ausdrucksweise für schwarze Menschen wäre: Schwarze Menschen.“ Weiter heißt es dort: „Aber auch hier sollte die Hautfarbe nur genannt werden, wenn sie zum Verständnis der Mitteilung benötigt wird.“<sup>38</sup> Inwiefern war nun die Information zur Hautfarbe dieses Mannes im Kontext der Erforschung heterogener Nachbarschaften relevant? Ein Versuch – stellen sie sich den Herren vor: *Haha! Schau sich das einer an!* In offenbar bester Stimmung klopfte sich ein alter Herr mit grauem Haar unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachend auf die Oberschenkel. *Macht Spaß?* Und nun noch einmal in dieser Variante: *Haha! Schau sich das einer an!* in offenbar bester Stimmung klopfte sich ein alter schwarzer Herr mit krausem grauem Haar unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachend auf die Oberschenkel. *Macht Spaß?* Macht es einen Unterschied? Ich bringe dies zur Sprache, weil ich überzeugt bin, dass es der Fall ist.

38 Bundeszentrale für politische Bildung: Kleiner Formulierungs-Ratgeber für Journalisten.

Ein junger Mann stieg ein, der hinunter ins Erdgeschoss wollte. *Den ganzen Tag hier drin ... – gute Nerven hast du!*, sagte er anerkennend. Dafür sprach ich ihm meinen Dank aus und erkundigte mich nach seinem Alltag. *Ich habe einen Kiosk an der Warschauer, da oben bei der S-Bahn-Brücke*, gab er zur Antwort. *Gestern bei dem Wind ist mir ein Schild weggefliegen. Musste ich mit 'ner Kette festmachen. Anstrengend manchmal.* Dass sein Kiosk mir bekannt war, sagte ich ihm sogleich und dass ich mir seine Arbeit ebenfalls nicht leicht vorstellte. *Viele Verrückte unterwegs da. Viele Touristen, kommen zum Partymachen, schießen sich ab*, schilderte er. *Macht aber auch Spaß!* Er lächelte und ich lächelte zurück. *Und von irgendwas muss man ja leben, oder?* Ich nickte.

Dies war das erste Mal, dass ich unmittelbar etwas über das Berufsleben eines Hausbewohners erfuhr. Interessant fand ich, dass er einen Zusammenhang hergestellt hatte zwischen seinem Arbeitsort der Kioskbude und meinem Einsatzort im Fahrstuhl – denen zwei wesentliche Dinge gemein waren: Dass man lange Zeit auf eng begrenztem Raum verbrachte und dass man mit vielen, schnell wechselnden Personenkontakten umzugehen hatte. Mein Eindruck war, dass er vielleicht ein zentrales Element seines eigenen Arbeitsalltags in diesem Zusammentreffen wiedererkannt hatte und dadurch zwischen uns binnen kürzester Zeit ein gegenseitiges Verständnis entstanden war.

Direkt im Anschluss hatte ich das Vergnügen, eine alte Dame in eleganter Garderobe befördern zu dürfen. Über dem einen Auge trug sie ein Pflaster, doch davon schien sie nicht weiter beeinträchtigt. Sie war auf dem Weg ins Theater, wie sie mir freudig berichtete: *Ich liebe das Theater!* Und sogleich gab sie mir Empfehlungen für Stücke, die sie zuletzt auf den Berliner Bühnen überzeugt hatten. Beim Aussteigen zückte sie ihr Portemonnaie und reichte mir ein Geldstück. Dankend lehnte ich ab und erklärte kurz und knapp mein wissenschaftliches Vorhaben. Damit ließ sie es aber nicht auf sich bewenden. *Doch, doch, nehmen Sie mal. Ich bestehe darauf. Das muss so sein! Ich gebe immer Trinkgeld, wenn ich in einem Hotel bin*, zwinkerte sie mir mit dem gesunden Auge zu.

Schön fand ich, dass diese Liebhaberin des Theaters offenbar auch an meiner kleinen Aufführung im Aufzug Gefallen fand – mit ihrer Beharrlichkeit was das Trinkgeld anbelangte, kaufte sie mir meine Rolle buchstäblich ab. Das Bühnenbild für das Informationsspiel der Einmischenden Beobachtung war in ihren Augen stimmig.<sup>39</sup>

*Und Sie sind hier der neue Sicherheitsdienst, oder wie? Die Dame, die mich ansprach, war zwar eine zierliche Person, doch strahlte sie etwas aus, das mich annehmen ließ, dass sie kräftig zupacken konnte. Ich erklärte ihr mein Anliegen. Naja, ich wohne ja nicht im Haus. Ich bin vom Pflegedienst. Komme in der Regel zweimal täglich hier her zu meinen Leutchen. Na denn mal viel Vergnügen!*

Eingangs hatte ich angenommen, dass ich mit meinem Aufenthalt im Fahrstuhl so ziemlich jede Person im Haus zu Gesicht bekommen würde, insofern sie nicht gerade in meinem Forschungszeitfenster über längere Zeit abwesend sein würde. Dass es eventuell aber Personen im Haus geben könnte, die ihre Wohnung nicht mehr verließen oder nicht mehr verlassen konnten, daran dachte ich anlässlich des Gesprächs mit dieser Dame vom Pflegedienst zum ersten Mal.

*Guten Tag! Ein älterer Herr schob seinen Einkaufstrolley in den Aufzug. Aufmerksam musterte er mich von oben bis unten und zurück. Aber junger Mann!, eröffnete er das Gespräch. Das passt doch hier gar nicht!, appellierte er. Die schicke Uniform und dann hier in unserem Haus. Weshalb das nicht passen sollte, wollte ich von ihm wissen. Na, Sie brauchen sich doch nur mal hier umzuschauen! Der ganze Dreck ... Das ist doch nicht gerade ein Luxus-hotel hier! Dem stimmte ich zu. Welchen Luxus es denn aber bereits gab, fragte ich. Der Herr dachte einen Moment lang nach. Naja, die Wohnungen! Die Wohnungen sind gut geschnitten. Und die Aussicht – die Aussicht, die macht schon was her, lobte er. Luxus würde ich es trotzdem nicht gerade nennen. Ich hakte nach, fragte, ob er sich vorzustellen vermochte, dass es vielleicht einmal*

39 Vgl. Goffman, E. (2003): 12.

zum Luxus werden könnte, hier zu wohnen? *Unser Haus?!*, fragte er ungläubig und antwortete mit einem entschiedenen *Nä!*

Im Erdgeschoss erwartete mich der urlaubsgebräunte Senior. *Da ist er ja, unser Liftboy! Seien Sie begrüßt!* Beschwingt trat er zu mir in die Kabine und klopfte mir auf die Schulter. *Tachchen! Ich hoffe, Sie sehen mir nach, dass ich für die Fahrt runter den anderen Fahrstuhl genommen habe. Ich war in Eile. Nehmen Sie das bitte nicht persönlich. Ich musste nur noch mal eben runter in den Supermarkt, hatte was vergessen. Und der andere kam eben gerade. Ich gehe später rüber zum Seniorenheim. Hier ganz in der Nähe, kennen Sie das? Ich schaue da regelmäßig mal vorbei. Ich bin ja auch schon alt – aber zum Glück noch rüstig. Wissen Sie, manch einer da, der hat ja sonst keinen mehr. Die besucht ja keiner. Na und da schau ich dann eben ab und an rum. Manchmal backe ich 'nen Kuchen. Das mach ich ja gerne, hab' ich ja gelernt. Eine Woche lang habe ich mich nicht blicken lassen. Ich war im Urlaub, Skifahren. Da will ich nun gleich mal hin heute.* Sein Elan und seine heitere Stimmung machten Eindruck auf mich. Mir war beinahe, als ob etwas davon auf mich übersprang. *Eine Doktorarbeit ... hmm*, dachte er laut nach. *Was wollen Sie denn eigentlich herausfinden?*, fragte er mich. Ich skizzierte ihm mein Interesse an Zusammenleben vieler verschiedener Menschen und erklärte, dass ich mich nicht darauf verlassen wollte, was in den Medien berichtet wurde, sondern mir ein eigenes Bild machen wollte. Aufmerksam hörte er zu. *Nun – es wohnen hier im Haus verschiedene Kreise, die sich kennen*, sagte er. *Ich kenne sie alle*, fuhr er fort. *Nicht alle können miteinander. Müssen sie ja auch nicht.*

Die Hausbewohnerschaft bestand aus verschiedenen, voneinander weitgehend unabhängigen Netzwerken von Nachbarinnen und Nachbarn mit vereinzelt Berührungspunkten. So wie dieser Herr das nachbarschaftliche Gefüge schilderte, zeigte sich darin ein Hinweis auf die Möglichkeit des friedlichen Fremdseins, auf die reservierte Begegnungsweise der Menschen in der Großstadt, die die Ko-Existenz von sozialen Gruppen befördert, die „unterschiedliche oder gegensätzliche Interessen verfolgen, die kein gutes Bild voneinander haben, verschieden sind oder einander

einfach nicht verstehen“.<sup>40</sup> Gelingt ein Nebeneinander von Parteien, die „nicht können miteinander“, auf halbwegs friedfertige Weise, so könnte man es gar eine Form der Kooperation nennen – denn das gegenseitige Ignorieren ist dann als eine aktive und mehr oder minder bewusste Handlung zur Konfliktvermeidung zu verstehen.<sup>41</sup>

*Hallo!*, rief eine junge Frau lebhaft. *Meine Mitbewohnerin hat mir erzählt, dass bei uns 'n Typ mit 'ner Uniform im Aufzug steht.* Sie hatte gezielt den Fahrstuhl gerufen, um mich zu treffen. *Ist das eine Kunst-Aktion?*, wollte sie wissen und erzählte, dass sie selbst Kunststudentin sei. Kurz erklärte ich ihr mein Vorhaben. Schon waren wir in ihrem Stockwerk angelangt. Sie stellte sich in die Lichtschranke, um das Gespräch noch ein wenig zu verlängern. Wie es sich hier wohnt, fragte ich sie. *Also, ich fand dieses Haus ja unfassbar hässlich zu Anfang*, eröffnete sie mir. *Naja, ist halt nicht so das klassische Berlin-Altbau-Feeling. Aber irgendwann verbündet man sich damit.* Nach einer kurzen Pause schob sie hinterher: *Plattenbauten sind ja generell eher frustrierend ... Und so ein Hochhaus, das ist schon ein wenig anonym, ne?* Sie bemerkte, dass der Aufzug sich in Bewegung setzen wollte. *Oh! Da hat jemand gedrückt – du wirst gerufen! Bis demnächst!*

Studierende und Kunschtchaffende spielten in der Literatur zu Gentrifizierungsprozessen die zentrale Rolle<sup>42</sup> – doch ließ sich aus dem Vorhandensein einer Wohngemeinschaft mit mindestens einer Kunststudentin folgern, dass in den hohen Häusern eine „Aufwertung“ einsetzte oder absehbar einsetzen würde? Interessant war zu hören, dass sie einer ganz bestimmten Idee des Lebens in Altbauten nachhing und dazu das Hochhaus kontrastierte. Mit der Aussage, dass „Plattenbauten“ allgemein „frustrierend“ seien, rückte sie ihr Wohnhaus in ein schlechtes Licht. Doch dann beschrieb sie den hochinteressanten Vorgang der „Verbündung“ mit dem Hochhaus. Meinte sie das Haus, die Nachbarschaft

40 Sennett, R. (2012): 18.

41 Vgl. ebd.

42 Vgl. Helbrecht 2016: 9ff.

oder die Gesamtsituation? Wurde das Wohnhaus und seine Bewohnerschaft zunächst als eine soziale Deklassierung betrachtet, wie sie von Menschen empfunden wird, die aufgrund einer veränderten sozialen Lage unfreiwillig mit einem Wohnort vorliebnehmen müssen, der ihrer Selbst-Verortung in der Gesellschaft nicht entspricht?<sup>43</sup> Zuletzt war der Begriff „Anonymität“ gefallen. Hier im Haus war er mir zum ersten Mal begegnet.

Im Erdgeschoss erwartete mich ein Herr in der dunklen Arbeitskleidung einer Sicherheitsfirma. *Guten Tag!* Energischen Schrittes stieg er ein. *Darf ich erfahren was Sie hier machen?* In der gebotenen Ausführlichkeit erklärte ich ihm, dass ich ein Wissenschaftler sei und im Rahmen meiner Doktorarbeit über Wohnhochhäuser in Ost- und Westberlin das nachbarschaftliche Miteinander untersuchte und dieses Haus zu einem meiner beiden Untersuchungsgebiete zählte. Hier im Fahrstuhl stand ich, weil ich mit den Bewohnerinnen und Bewohnern in Kontakt kommen wollte. Und damit ich hier im Fahrstuhl etwas Sinnvolles zu tun hatte und meine Aktion auch der Hausgemeinschaft ein Stück weit von Nutzen sein konnte, verrichtete ich in Uniform den Dienst des Pagen. *Haben Sie eine Erlaubnis der Hausverwaltung dafür?*, fragte er nach. Nein, die hatte ich nicht, erklärte ich. Kurzerhand erwähnte ich meine Spielregel, versicherte ihm, dass ich sofort aufhören würde, wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass sich bloß eine im Haus wohnhafte Person durch meine Aktion unwohl fühlte. Er überlegte einen Augenblick. *Naja, ist ja gar nicht schlecht, wenn Sie hier sind. Können Sie ja hier 'n bisschen ein Auge drauf haben, wer so ins Haus kommt. Da machen Sie ja quasi meine Arbeit mit.* Bis in den obersten Stock fahren wir. *Ich mach jetzt meine Runde durch's Haus. Also, wenn's nach mir geht, dann können Sie weitermachen,* sagte er beim Aussteigen. *Trotzdem werde ich mal bei meinem Chef nachfragen. Bis dann!*

Ein Herr in einem deutlich zu großen, karierten Anzug fuhr mit mir. Mit sich trug er einen großen hölzernen Bilderrahmen, der beschä-

43 Martin Kronauer und Berthold Vogel schildern solche Fälle in einer Studie über Hamburg St. Pauli. Vgl. Kronauer, M. & Vogel, B. (2004): 254f.

digd wirkte. Mit Begeisterung musterte er mich. *Was machen Sie hier?* Knapp erklärte ich ihm mein wissenschaftliches Vorhaben. *Und das hier mitten im sozialen Brennpunkt!*, rief er aus. Seinem Gesichtsausdruck war große Überraschung abzulesen. Schon waren wir im EG angelangt. *Sie bleiben die ganze Zeit hier drin?* *Ha, das finde ich gut!*, rief er freudig aus.

Nicht immer notierte ich mir die Einzelheiten zur äußeren Erscheinung meiner Fahrgäste. Wenn es nahtlos auf und ab ging, kam ich mit dem Schreiben zeitweise kaum hinterher. „Sozialer Brennpunkt“ – diese Bezeichnung hatte ich zuvor von noch niemandem gehört. Was sagt es aus, wenn Menschen negativ über ihren eigenen Wohnort urteilen? In einer Vorlesung von Hartmut Häußermann an der Humboldt Universität zu Berlin hatte ich einst einmal gehört, dass die meisten Menschen ihren Wohnort positiv beschreiben oder zumindest seine guten Aspekte hervorheben, wenn sie Fremden davon berichten. Es sei denn, sie sind durch einen gesellschaftlichen Abstieg unfreiwillig an einen Wohnort gekommen, zu dem sie sich nicht zugehörig fühlen wollen.<sup>44</sup>

Einer Dame, die vier große Einkaufstüten mit sich trug, bot ich zuvorkommend meine helfenden Hände an. Dankend gab sie mir zwei der Tüten ab. Ins oberste Stockwerk brachte ich sie. Zeit genug, um zu erklären, dass ich Wissenschaftler sei und dass mich das Haus und seine Bewohnerschaft interessierten und ich den Fahrstuhl für den geeigneten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Bleiben Sie doch ruhig ein paar Tage – da freuen wir uns!* Beim Aussteigen hielt sie inne: *Viel Erfolg noch! Aber warten Sie mal – Sie brauchen doch was zum Sitzen*, meinte sie mit bestimmtem Ton. *Sind Sie in einer halben Stunde noch da? Ich kann Ihnen was geben.* Ingeheim dachte ich zwar, dass ich gut ohne auskommen würde. Trotzdem willigte ich ein und dankte für dieses großzügige Angebot.

44 Vgl. Kronauer, M. & Vogel, B. (2004): 237.

Mit dem Stehhocker, den sie mir etwas später tatsächlich brachte, kam zu dem Bühnenbild meiner Aufführung ein weiterer Gegenstand hinzu. Wie veränderte dies den Versuchsaufbau in der Kabine? Für mich war klar, dass mich die Fahrgäste unter keinen Umständen sitzen sehen durften. Denn damit wäre ich zu sehr aus der Rolle gefallen<sup>45</sup> – Pausen des Personals hatten in der Welt des Grand Hotels notwendigerweise verborgen vor den Augen der Gäste auf der „Hinterbühne“ stattzufinden.<sup>46</sup> Auch wenn mich in den langen Stunden niemand je auf dem Schemel sitzend erblickte, so rückte seine Anwesenheit meine Rolle doch in ein anderes Licht. Denn die mit ihm verbundene Einsicht, dass auch ich wohl ab und an eine Pause benötigte, machte mich nahbarer, menschlicher. Womit ich hingegen nicht gerechnet hatte war, dass ehe ich mich versah, viele Fahrgäste mit großer Selbstverständlichkeit auf dem Hocker Platz nahmen. In erster Linie alte Damen und Kinder waren es, die die Gelegenheit gern nutzten. Das Sitzangebot lockerte die Stimmung auf. Insbesondere die alten Damen begannen beinahe immer ein Gespräch, sobald sie dort Platz genommen hatten. So gereichte das Bereitstellen des Stuhls nicht nur mir und mancher Bewohnerin – sondern auch der Einmischenden Beobachtung zum Vorteil.

In einem der ersten Stockwerke stiegen zwei kleine Mädchen ein. Eines der beiden trug eine große Schüssel mit sich, in der eine Suppe dampfte und duftete. Mit zwei Topflappen hielt sie das heiße Gefäß. Das andere Kind hatte etwas Brot in einer durchsichtigen Plastiktüte bei sich. Als wir das gewünschte Stockwerk erreicht hatten, sagten beide exakt gleichzeitig: *Auf Wiedersehen!*

45 „Rolle‘ wird im Allgemeinen definiert als ein Verhalten, das in bestimmten Situationen angemessen ist, in anderen dagegen nicht.“ Sennett, R. (1986): 52.

46 Vgl. Goffman, E. (2003): 99ff.

Dies schien mir ein Indiz für engere Beziehungen – waren die Personen, für die die Suppe bestimmt war, Freunde oder vielleicht gar Verwandte, die ebenfalls im Haus wohnten?

Ein Paar um die 50 stieg im Erdgeschoss ein. *Was ist das denn nun wieder?*, fragte sie mit grimmiger Miene. *Eine Überraschung! Das ist doch toll*, sprach er mit einem Lächeln zu ihr. *Und das in dem beklopten Haus!*, schimpfte sie. Liebevoll fasste er sie um die Schultern. *Freu dich doch mal! Kannst du dich nicht freuen?* Den Rest der Fahrt schwiegen beide. Er wünschte mir *Noch einen schönen Abend*, sie schob sich teilnahmslos an mir vorbei.

Immer sorgsam abzuwägen galt es, wann Zurückhaltung dringendes Gebot sein musste, wann die einmischende zu bedrängender Beobachtung zu werden drohte.

Nicht viel Zeit war vergangen, da traf ich erneut die beiden Mädchen. Im selben Stockwerk, in das ich sie zuvor gebracht hatte, stiegen sie zu. Teller und Schüssel hatten sie allerdings nicht mehr bei sich. Wohin sie denn das leckere Essen gebracht hatten, fragte ich sie. *Zu unserer Tante*, antworteten beide zugleich.

Das Überbringen der Suppe war also die Bestätigung vermuteter familiärer Bande. Ein schönes Symbol für ein enges nachbarschaftliches Verhältnis. An dieser Stelle hielt ich es für erwähnenswert, dass, wie ich später mitbekam, die beiden Mädchen einen türkischen Migrationshintergrund hatten. Dem nachbarschaftlichen Wohnen von Familienangehörigen wurde in verschiedenen kulturellen Kontexten durchaus unterschiedlicher Stellenwert eingeräumt: „Befunde unter türkischen Migrantinnen und Migranten zeigen, dass Verwandtschaftskontakte selbst dann mit hoher Intensität aufrechterhalten werden, wenn die Verwandten nicht in der näheren Umgebung leben. Für Türiinnen und Türken sind insbesondere die instrumen-

tellen Leistungen des loyal organisierten Verwandtschaftsnetzwerks wichtig.“<sup>47</sup>

*Guten Tag! Darf ich erfahren, wer Sie sind?* Der ältere Herr trug seine Mütze so tief ins Gesicht gezogen, dass man gerade noch seine Augen sehen konnte. Meinen Namen verriet ich und erklärte ihm kurz mein Vorhaben. *Schickt Sie die Hausverwaltung?* Nein, erklärte ich ihm – ich handelte im Rahmen meiner Forschung sozusagen in eigenem Auftrag. *Und da spionieren Sie hier so mir nichts, dir nichts die Leute aus, ja?* So würde ich es nicht nennen wollen, antwortete ich. Vielmehr war ich hier, um mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen und mir einen Überblick zu verschaffen, wer hier so alles wohnte. *Und nehmen Sie das auf? Wird unser Gespräch etwa gerade aufgezeichnet?*, fragte er sichtlich erregt. Das verneinte ich mit Bestimmtheit. Dass ich handschriftlich Notizen machte, räumte ich ein und zeigte meine Notizzettel her. *Und was schreiben Sie sich da alles auf?* Eines der Blätter hielt ich ihm zum Lesen hin. Da meine Notizen wahrlich nicht gerade leicht leserlich waren, trug ich verschiedene Punkte vor. So erzählte ich zum Beispiel, dass mich eine Person gefragt hatte, ob dies ein Testlauf der Verwaltung wäre. Denn seit Längerem schon wünschte sich eine Gruppe von Nachbarinnen und Nachbarn einen Concierge für das Haus. *Das ist richtig*, sprach er. *Eine Kontrolle, wer hier so ein und ausgeht, wäre gut. Dann könnte sich auch nicht einfach so ein Wissenschaftler in unseren Fahrstuhl stellen ...*, grinste er. *Was schreiben Sie sonst noch so auf?* Ferner hatte ich notiert, dass eine alte Dame sich über das stürmische Wetter beklagt und sich gesorgt hatte, ihr kleiner Hund könne wegfliegen. *Aha. Sehr interessant ... und was passiert dann damit? Was haben sie mit den Informationen vor?* Dass ich meine Erkenntnisse in kurze Geschichten fassen wollte, tat ich kund. Noch immer blickte er sehr skeptisch drein. *Es gibt ja vielleicht Leute, die nicht in Ihren Geschichten auftauchen wollen. Haben Sie daran schon einmal gedacht?* Ich nickte und ging weiter ins Detail. Es würde darum gehen, mit den Informationen so umzugehen, dass in den Erzählungen später niemand direkt wieder-

47 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): 13.

erkennbar sein würde. In Fällen, in denen dies womöglich durch die Originalität einzelner Charaktere kaum umsetzbar erscheinen sollte, müsse unter allen Umständen eine entsprechende Absprache über die Verschriftlichung der Informationen erfolgen. *Und wie genau kann ich mir das vorstellen?* Der Aufzug hielt im Erdgeschoss. Er stellte sich in die Lichtschanke. Ich versicherte, dass ich – wenn es mir nicht ausdrücklich genehmigt worden war – mit den Preisgaben von Informationen über Einzelne derart sparsam umzugehen gedachte, dass diese nicht zu erkennen sein würden oder aber sie so zu verfremden, dass Wiedererkennungen, wenn überhaupt, nur noch für die Betroffenen selbst möglich sein würden. *Das will ich hoffen. Man will ja nicht bei den Nachbarn ins Gerede kommen.* Dem stimmte ich voll zu. *Naja gut. Ich will Ihnen mal glauben. Aber wehe, ich entdecke da später was Privates von mir. Dann können Sie sich aber auf was gefasst machen!*, warnte er und wünschte dann aber doch noch eine *Gute Fahrt!*

Verblüfft war ich, wie ich im Gespräch geradezu von selbst auf grundsätzliche Fragen meiner Forschung stieß, vielmehr gestoßen wurde. Mit dem Aufschreiben von Informationen aus dem Alltag und dem Leben von Menschen richtete man unweigerlich Aufmerksamkeit auch auf Dinge, die privat sind und unter Umständen auch auf solche, die es besser blieben. Wie oft mochten Forschungsvorhaben in guter Absicht die Konsequenzen für diejenigen übersehen haben, die ungefragt zum Forschungsgegenstand geworden waren? Nach welchen Kriterien war zu entscheiden, wann Informationen zurückgehalten werden mussten und wann es ohne Bedenken vertretbar war, frei heraus zu berichten? Immer mit Augenmaß hieß es abzuwägen, zu welchem Zwecke die Erhebungen erfolgten und mit welchem Motiv darüber Erzählungen veröffentlicht werden sollten. In welchem Verhältnis standen die erhofften Erkenntnisgewinne zu den möglichen Beeinträchtigungen der Privatsphäre von Individuen? Inwieweit durften die Beschreibungen des Beobachteten zur Wahrung von Persönlichkeitsrechten Aussparungen enthalten, ohne dass diese dadurch allzu sehr an Aussagekraft einbüßten? In welchem Rahmen sollte die Vorgehensweise einsehbar und nachvollziehbar für die Beforschten

sein? Schlussendlich: Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Der Ethikkodex der American Anthropological Association empfiehlt dazu: Forscherinnen und Forscher müssen im Voraus festlegen, ob ihre Informationsquellen anonym bleiben oder erkannt werden wollen, und sie müssen alle Anstrengungen unternehmen, um diesen Wünschen nachzukommen. Die Forschenden müssen den Beforschten die möglichen Auswirkungen der Wahlmöglichkeiten darlegen und deutlich machen, dass trotz ihrer besten Bemühungen die Anonymität gefährdet sein kann.<sup>48</sup>

In einem der obersten Stockwerke stieg eine Dame von vielleicht 30 Jahren ein. Zweimal hatten wir uns bereits im Fahrstuhl getroffen. *Magst du was zu trinken haben? Ich geh eh grad 'ne Kleinigkeit einkaufen.* Dankend lehnte ich das Angebot ab, freute mich darüber aber sehr. *Kannst gerne bei uns klingeln, wenn du durstig bist!* Als sie nach einer knappen halben Stunde zurückkam, erklärte ich kurz, welche Überlegungen mich hier in den Fahrstuhl gebracht hatten. Sie erwähnte darauf, dass sie zurzeit an einer philosophischen Arbeit schrieb. „Erkenntnistheorie“ und „Nietzsche“ waren mir diesbezüglich als Stichworte hängen geblieben.

Auf dem Weg hinunter stieg eine ältere Dame ein, die mich grüßte. Wenige Etagen tiefer stieg eine etwa gleich alte Dame dazu. Die beiden umarmten sich. *Na Mensch! Dich habe ich ja lange nicht gesehen,* sprach die eine zur anderen. *Und? Wie geht's ihr?,* fragte dieselbe direkt zurück, worauf die andere seufzend antwortete: *Naja, wie immer. Schlecht. Beschissen ...* Betroffen blickten beide einander an. Sie schwiegen und sagten sich damit doch viel. Unten angekommen wünschten sie mir einen schönen Tag. Als die Fahrstuhltür schloss, sah ich noch, wie sie sich draußen herzten, bevor ihre Wege sich trennten.

Anstelle einmischender Beobachtung war für mich in dieser Situation heraushaltendes Hinwegschauen geboten. Gleichwohl hatten die beiden Damen keineswegs den Anschein

48 Vgl. American Anthropological Association: Ethicscode.

gemacht, sich an meiner Anwesenheit zu stören. Vielmehr vermochten sie indes ohne Umschweife so zu tun, als ob ich gar nicht da sei. Ignorieren wäre nicht das richtige Wort dafür – eher schien es, als sprachen sie an mir vorbei. Reichte der Umstand, dass ich fremd war, aus, damit zurecht angenommen werden durfte, dass ich mit dem Gehörten nichts anzufangen wusste? Oder begünstigte meine uniformierte Rolle es vielleicht gar, mich als einen zur Diskretion angehaltenen Dienstleister anzusehen? – vergleichbar mit anderen Berufsgruppen wie beispielsweise Bartresen-Personal oder Taxifahrerinnen und -fahrern, die vertraulich mit Gehörtem und Gesehenen umgehen und darum wissen, dass es in ihrer professionellen Rolle schicklich ist, manche Dinge schlichtweg zu „überhören“ beziehungsweise zu „übersehen“. Sich herauszuhalten aus den Angelegenheiten anderer, sofern möglich, mag innerhalb eines Wohnhauses mitunter notwendige Voraussetzung sein für die Vermeidung von Konflikten. Die Wahrung diskreter Distanz war für das Zusammenleben von vielen verschiedenen Menschen auf engem Raum als Nachbarn von großer Wichtigkeit.

Dann geschah etwas Überraschendes: Vom Erdgeschoss aus ging die Fahrt hinab in den Keller. Dieser war, wie ich in diesem Augenblick herausfand, auch mit dem Aufzug zu erreichen. Mit dem Öffnen der Tür huschte ein kleiner Junge von vielleicht zehn Jahren herein. In einer Hand hielt er festumklammert einen Fünfeuroschein. *Danke!*, sagte er, nachdem ich seinen Fahrtwunsch ausgeführt hatte. Mit fragenden Augen schaute er mich darauf an. *Wer bist du?* fragte er. Ich verriet ihm meinen Namen. *Tschüss Sebastian!*, sagte er, als er ausstieg.

Bislang hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, dass die Kellerräume ebenfalls mit dem Aufzug erreichbar waren, obgleich ich dies an der Steuerungsarmatur hätte ablesen können. Wie sich zeigte, funktionierte die Fahrt hinab nur, wenn das Drücken des Kellergeschossknopfes in Kombination mit einem Schlüssel geschah. Links neben dem dazugehörigen Knopf befand sich das Schloss dafür. Was der Junge da unten im Keller wohl gemacht hatte?

Eine junge Dame stieg ein, die Fahrt ging hinab. Sie schaute ohne Unterbrechung auf ihr Telefon, auf dem sie sehr eifrig tippte. Bei der Ankunft im Erdgeschoss wandte sie sich schwungvoll der Tür zu und entschwand, ohne noch einmal zurückzublicken.

Dies war eine sehr effiziente Variante, um Interaktion zu vermeiden – während Fahrstuhlfahrten und auch dem Rest des Lebens. Ich musste zumindest aber auch in Betracht ziehen, dass dies gleichwohl ein Weg sein konnte, sich der Einmischung meiner Beobachtung zu entziehen.

*Hi! Die Kunststudentin stieg wieder ein – diesmal allerdings in einem anderen Stockwerk, als dem, in dem sie wohnte. Unter dem Arm trug sie ein gelbes Paket. Da schoss mir eine Frage durch den Kopf – wen sie denn eigentlich hier im Haus kannte, wollte ich wissen. Gute Frage! Lass mich mal kurz überlegen. Schon hatten wir das Fahrtziel erreicht. Ganz selbstverständlich stellte sie sich wieder in die Lichtschanke. Also: Bei uns auf der Etage eigentlich alle. Und einen Stock über uns ist ja jetzt auch 'ne WG seit Kurzem. Da waren wir auf der Einweihungsparty. Meine Mitbewohnerin kennt da den Einen von der Uni. Abends waren wir schon ein paarmal oben bei denen. Die haben ja den Balkon nach Westen raus – da sitzen wir manchmal zusammen, trinken 'n Glas Wein und schauen der Sonne beim Untergehen zu. Sie überlegte noch ein wenig weiter. Dann schlug sie auf das Paket – Ach ja! Und dann natürlich das nette alte Paar, das für uns ganz oft die Pakete annimmt, wenn wir in der Uni sind. Die sind ja immer zu Hause. Ganz plüschig eingerichtet sind die, sieht man ja so'n bisschen, wenn man so reinguckt an der Tür. Und sogleich fiel ihr noch jemand ein: Und den netten alten Herrn, der immer was zu erzählen hat, den hast du ja bestimmt auch schon kennengelernt, oder? Ich konnte mir gut vorstellen, wen sie damit meinte. Naja, wenn man mal drüber nachdenkt – so anonym ist es eigentlich gar nicht.*

Das war ein entscheidender Moment. Sie hatte festgestellt, dass ihre ersten Aussagen über das nachbarschaftliche Leben im Haus und die Behauptung einer Anonymität nicht mit ihrer gelebten Realität übereinstimmten. Die Vermutung drängte sich auf, dass sie in den Überle-

gungen darüber, was sie mir als Forscher erzählen konnte, unwillentlich auf das in der öffentlichen Meinung gängige Vorurteil der Anonymität zurückgegriffen hatte. Hatten Erzählungen aus den Medien über das Wohnen in hohen Häusern womöglich die Erfahrungen der eigenen Wohnrealität überblendet? Dies zeigte: Herauszufinden, wie sich eine Situation wirklich für die befragte Person darstellt, war wahrlich ein schwieriges Unterfangen.<sup>49</sup> Die Methode der Einmischenden Beobachtung eröffnete die Gelegenheit, Gespräche und Befragungen in den Abgleich mit Beobachtungen zu bringen. Auf diesem Wege wurde es möglich, auf Ungereimtheiten zu stoßen, die zu erhellenden Erkenntnissen führten.

Im Erdgeschoss traf ich erneut auf den Herrn des Sicherheitsdienstes. *Mein Chef hat nichts dagegen*, sagte er. *Sie können erstmal weitermachen.*

*Hallo, Sebastian!* Der Junge, den ich aus dem Keller kannte, stieg wieder zu, dieses Mal im Erdgeschoss. In der einen Hand hielt er einen Schlüssel und in der anderen hatte er noch immer den Fünfeuroschein. *Darf ich mal?*, fragte er und bat mich, einen Schritt weg vom Aufzugstableau zu machen. Dort steckte er den Schlüssel in das entsprechende Schloss, betätigte dazu den Knopf mit der Aufschrift „K“ und setzte damit den Fahrstuhl in Bewegung in Richtung Keller. *Tschüss!* Ich winkte ihm nach.

Nun hatte ich miterleben dürfen, wie es mit der Fahrt in den Keller funktionierte. Doch was ging dort unten vor sich? Diese Frage würde unbeantwortet bleiben, denn in meiner Verblüffung war mir bedauerlicherweise nicht rechtzeitig in den Sinn gekommen, ihn danach zu fragen.

Mein nächster Fahrgast war eine alte Dame, die zum Gehen einen Rollator zu Hilfe nahm. *Guten Tag*, grüßte sie mich und schien beim Einsteigen nicht weiter verwundert. Ich erkundigte mich, wohin ich sie bringen durfte. *Runter bitte*, war der Wunsch. Sie

49 Vgl. Bourdieu, P. (2005b): 394.

lächelte. Nach einer Weile sagte sie unvermittelt: *Wissen Sie, Sie sehen so aus wie der junge Mann, der das Flugzeug zum Absturz gebracht hat. Hatte ich richtig gehört? Sie sehen aus wie der junge Mann, der das Flugzeug zum Absturz gebracht hat. Das war im Fernsehen.* Nun konnte ich ihre Worte mit dem Flugzeugunglück in Verbindung bringen, das sich gerade erst zugetragen hatte. Das Bild des Kopiloten, der den Absturz den Nachrichten zufolge in der Absicht eines erweiterten Selbstmords herbeigeführt hatte, rief ich mir vor Augen – meiner Meinung nach ähnelte ich ihm kaum. Das Einzige, das mir dazu einfiel, war zu versichern, dass ich das natürlich nicht gewesen sei. *Aber Sie sehen so aus!*

Es war immer mit dem Eintreten von Unvorhersehbarem zu rechnen.

*Würden Sie mal mit anfassen?*, fragte eine Dame, die in der dritten Etage – der zusätzlichen Kelleretage – mit einem großen Bücherregal aus massivem Holz wartete. Zweifelsfrei gebot es mir meine Rolle, gerade in solch schwerwiegenden Fällen mit anzupacken. Wie ich im Folgenden herausbekam, war ihr Sohn, den ich schon mit der nächsten Fahrt kennenlernen sollte, gerade dabei auszu ziehen. Und so transportierte ich in der Folge noch eine ganze Reihe weiterer Möbelstücke und Umzugskartons bis vor die Haustüre, wo in der Fußgängerzone ein Transportwagen vorgefahren stand. *Danke für Ihre Hilfe. Hier, das ist für Sie!*, sagte die Mutter des jungen Mannes zum Schluss und überreichte mir eine Tafel Schokolade.

Dies war eine gute Gelegenheit gewesen, um sich im Zuge der Einmischung nützlich zu machen.

*Hach! Na träum ich denn?!*, rief eine Dame im Leopardenfellmantel, als sie ich im Fahrstuhl erblickte. An anderen hätte dieses Kleidungsstück womöglich schrullig wirken können, doch ihr hingegen stand der gemusterte Mantel so gut, als wäre er für sie gemacht. Sie schob einen Rollwagen mit mehreren Blumentöpfen darauf vor sich her. *Rücken Sie mal'n Stück junger Mann!*, sagte sie, während sie den Wagen in den Aufzug schob. *Einmal rauf in den ... bitte!* Wir setzten uns in Bewegung. *Darf ich fragen – was wird denn das, wenn's fertig ist?* Ich erklärte kurz mein wissenschaft-

liches Anliegen. Im Gegenzug wollte ich gern erfahren, wohin sie denn mit den Töpfen wollte. *Morgen geht's in Urlaub. Da stell ich die bei meiner Nachbarin unter. Wir haben zwar auch Schlüssel voneinander – doch die hier sind besonders pflegeintensiv. Damit sie da nicht jeden Tag rennen muss, bring ich sie ihr rauf.* Einen schönen Urlaub wünschte ich. *Danke! Ihnen viel Erfolg!*

Den Schlüssel einer Nachbarin zu verwalten, das war ein starkes Symbol für ein enges Vertrauensverhältnis und eine Beziehung, in der räumliche Nähe eine entscheidende Rolle einnimmt.

Ein Herr stieg ein, schaute mich an und drückte dann missmutig an mir vorbei den Erdgeschossknopf, schaute sodann still zu Boden und verharrte auf diese Weise bis wir unten angekommen waren. Wortlos stieg er aus.

Ein anderer Herr wartete in einem der oberen Stockwerke. Er stellte sich dicht neben mich und lehnte sich an die Spiegelwand. *Ich grüße Sie! Gut, dass Sie da sind. Einen Vorschlag in der Art, wie Sie das hier machen, haben wir der Hausverwaltung ja schon gemacht. Wir haben hier viel Lärm, wir haben hier jetzt viel Dreck, wir haben erhöhte Kriminalität. Glauben Sie mir: Es hat schon seine Gründe, wenn extra am Wochenende öfter Mal Polizisten kommen. Ist eine gute Idee von Ihnen! Wie lange wollen Sie das denn machen?* Zur Antwort gab ich ihm, dass ich vorhatte, zunächst eine volle Arbeitswoche, fünf Tage zu je acht Stunden meinen Dienst zu verrichten. *Von mir aus können Sie auch gerne länger bleiben!*, scherzte er. *Aber mal Spaß beiseite. Es mangelt an allen Enden. Das zeigt sich besonders auf den Hausfluren und in den Außenanlagen. Vom Treppenhaus will ich jetzt gar nicht anfangen. Haben Sie sich das schon angesehen?* Ich nickte. *Das war früher alles sauber. Wie sich's gehört für normale Menschen!* Zum Abschied streckte er mir die Hand entgegen. Schnell zog ich meinen weißen Handschuh aus. *Wir sehen uns!*

Der Herr sprach von einem „wir“. Er begriff sich als Teil einer Gruppe von Bewohnerinnen und Bewohnern. Dass diese Gruppe den Wunsch nach einem „Concierge“ bereits an die Verwaltung herangetragen hatte, um auf die

Verbesserung der Verhältnisse hinzuwirken, das war bemerkenswert.

Im Erdgeschoss warteten eine Frau und ein Mann. Als die Tür sich öffnete zögerten sie, wirkten beide stark verunsichert, stiegen dann auf meine höfliche Einladung aber ein. Auf meine Frage, in welchen Stock es denn gehen sollte, schienen sie nicht recht eine Antwort zu wissen. Er lehnte sich nach vorn, als ob er an mir vorbei zu den Knöpfen schauen wollte. Siebzehn, sagte er. In den obersten Stock also. Meine Abschiedsgrüße erwiderten sie in gebrochenem Deutsch. Dann bogen sie rasch nach links um die Ecke. Sie wirkten gehetzt.

Das anfängliche Zögern deutete ich später als Sorge, erappt zu werden – ich konnte mich nicht des Verdachts erwehren, dass es sich um Hausfremde handelte, die in das Haus eingedrungen waren. Dies zu verhindern, wäre als Concierge wohl meine Aufgabe gewesen. Doch war ich bei strenger Betrachtung genauso als Fremder im Haus. Ihnen einen Verweis zu erteilen, dazu hatte ich mit Sicherheit nicht das Recht. Wichtig ist in diesem Kontext anzuerkennen, wie außerordentlich wichtig die Kontrollsicherung der Grenz- und Schwellenräume von Foyer, Aufzug, Etagenflur und Privatwohnungen für das Wohnen der Menschen und den Hausfrieden ist. Verletzungen dieser Grenzziehungen führen verständlicherweise zu Verunsicherung.

Im Erdgeschoss stieg der Herr mit dem Bilderrahmen wieder ein und grüßte mich, wie man alte Bekannte grüßt. Den Rahmen trug er noch immer bei sich. Nach wie vor sah dieser für mich defekt aus. Gesprächig war er dieses Mal nicht. Einen schönen Abend wünschte ich ihm. *Ja danke, Ihnen auch.*

*Ist das nicht langweilig?*, fragte mich ein weiterer Fahrgast. Höflich verneinte ich und wies darauf hin, dass ja ständig etwas passierte. Weiter sprachen wir nicht.

Nach so vielen Stunden im Aufzug wurde allmählich die Luft dünn, wobei sie sich eher dick anfühlte. Eine Weile schon stand die Kabine im Wartezustand still. In Gedanken

versunken, verweilte ich im hinteren Teil der Kabine, wo ich ein weiteres Mal die kleinen Anzeigen auf der Werbetafel an der Rückwand der Kabine betrachtete: Burger- und Pizzalieferservice, Glaserei, Elektronikwarenhändler, Schuhmacher, Fitnessstudio, Versicherung, Nachhilfeunterricht, Trödelmarkt, Schlüsseldienst, Massagestudio, Pflegedienst, Kampfsport und die Tanzbar „Miami“. Ein leichter Kopfschmerz stellte sich ein. Es war doch durchaus ein anstrengendes Forschungsabenteuer, dachte ich bei mir, als plötzlich die Tür öffnete. Selten kam es vor, dass jemand auf eben der Etage zustieg, auf welcher der Aufzug sich gerade befand.

Eine mir bereits bekannte Dame stieg ein und grüßte. Das Drücken des Erdgeschossknopfes übernahm sie selbst. Kaum, dass wir uns in Bewegung versetzt hatten, schien sie die schlechte Luftqualität zu bemerken. Sie warf mir einen verständnislosen Blick zu und betätigte einen Knopf der Aufzugssteuerung. Mit einem Mal setzte ein Rauschen ein und kurz darauf schon machte sich bemerkbar, dass die Luft merklich frischer wurde. Meine Überraschung war mir anzusehen. Ein wissendes Lächeln legte sich auf ihr Gesicht. *Gut, was?*

Wie war es möglich, dass mir der Ventilationsknopf in all der Zeit noch nicht aufgefallen war? Viele Stunden hatte ich in diesem beengten Raum verbracht – mit nur dem Ziel das gesamte Geschehen genau zu beobachten. Diesen überaus nützlichen Knopf aber hatte ich nicht erblickt, obwohl ich direkt danebengestanden hatte.

Ein junger Mann stieg im Erdgeschoss ein. Im Kopf zählte ich nach – vermutlich war das heute schon unsere fünfte Fahrt miteinander. Er ging an diesem Tag viel ein und aus. Doch gesprochen hatten wir kein einziges Mal. Im Spiegel kreuzten sich kurz unsere Blicke. Ich lächelte. Darauf brauste er auf: *O.K.! Verdammte Scheiße, ich will's ja doch wissen – was soll das hier?* Kurz und knapp erklärte ich, ich sei Wissenschaftler, dass ich mich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte und den Fahrstuhl für einen guten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Aha. Danke!*

Nicht selten ergriffen die Bewohnerinnen und Bewohner erst nach mehreren Fahrten die Gelegenheit zum Gespräch. Im Zuge der lang andauernden Aufenthalte wurde es möglich, auch mit denen in Kontakt zu kommen, die sonst eher weniger gut zu erreichen gewesen wären.

Einmal hatte ich einen offensichtlich fortgeschritten betrunkenen Herrn als Fahrgast. Nach einem Moment der Stille wandte dieser sich mir zu und sah mich mit glasigen Augen an. *Vielleicht kannst du mir helfen?* Um zu helfen war ich da, erklärte ich. *O.K., pass auf!*, begann er. *Ich hab' da diese Italienerin kennengelernt, Italienisch spreche ich nicht. Und mein Englisch ... Weißt du, ich bin jetzt schon einige Jahre in Deutschland. Mein Deutsch ist gut. Mein Englisch – naja geht so.* Das leichte Lallen beiseite gelassen, konnte er sich mir wunderbar verständlich machen, bekräftigte ich. Kurzum erkundigte ich mich, wie ich ihm zu Diensten sein konnte. *Schau mal hier!*, sprach er und hielt mir sein Smartphone vor das Gesicht. Dabei lehnte er sich an meine Schulter. Ich überflog den Verlauf eines Chats und folgerte, dass es wohl darum ging, ein Treffen zu vereinbaren. *Ich hab eine Italienerin kennengelernt. Ich will ein Date mit ihr machen.* Anschließend gab er mir die notwendigen Angaben zu Zeit und Ort und ich begann in Abstimmung mit ihm die entsprechenden Sätze zu tippen. Längst schon waren wir in seinem Stockwerk angelangt. Er stellte ein Bein in die Lichtschranke. Als die Verabredung endlich geglückt war, bedankte der Herr sich überschwänglich bei mir. Direkt darauf öffnete sich eine Wohnungstür und eine Frauenstimme war zu hören. In komplizenhaft flüsterndem Ton lehnte er sich nochmal ganz nah an mich heran und flüsterte: *Meine Frau ... Du weißt ja, wie das ist als Mann. Knick Knack!* Er klopfte mir auf die Schulter und ging nach Hause.

War mein Handeln mit meiner Rolle vereinbar? War es ferner für mich als Forscher in Ordnung – und für mich, als Privatperson, als Mensch? Wie weit sollte die Einmischung gehen? Forscherinnen und Forscher müssen damit rechnen,

in jeder Phase ihrer Arbeit auf ethische Dilemmata zu stoßen,<sup>50</sup> heißt es im zuvor schon erwähnten Ethik-Kodex.

Eine Dame, an der mir besonders ihre abgewetzte Lederjacke auffiel, stieg ein und staunte nicht schlecht, als sie mich erblickte. *Hi! Was machst du denn hier?* Ich erklärte ihr knapp mein wissenschaftliches Vorhaben. *Schade, dass ich hier nicht wohne. Bin nur zu Besuch, wohne gegenüber. Willst du nicht bei uns weitermachen, wenn du hier fertig bist?* Das würde ich mir überlegen, versicherte ich und fuhr sie hinunter ins Erdgeschoss. Zum Abschied winkte sie. *Hoffentlich bis bald!*

Würde sich der Versuchsaufbau auf andere Wohnhäuser übertragen lassen? Geleitet durch ein Erkenntnisinteresse Schlüsselstellen im Zusammenhang von gebauter Umwelt und menschlichem Handeln zu identifizieren, um Fragen der Nutzung von (Wohn-)Architektur nachzugehen, das würde auch andernorts funktionieren. Die Methode der Einmischenden Beobachtung ist insofern übertragbar.

Zu später Stunde fuhr ich einen Herrn hinauf. Schweigend standen wir in der Kabine. Aus dem Augenwinkel musterte ich ihn. Er kam mir bekannt vor, doch zuordnen konnte ich ihn nicht. Beim Aussteigen lächelte er mich an und sagte: *Ich bin übrigens neulich hier steckengeblieben!*

Später fiel mir ein, wer es war, und ich nahm via Internet den Kontakt auf, um ihn für ein Gespräch zu gewinnen. Doch blieb meine Anfrage leider unbeantwortet.

*Ha! Da sind Sie ja wirklich!* Mit einem kräftigen Satz war eine Dame in weißem Bademantel und weißen Pantoffeln vor den Fahrstuhl gesprungen. Kurz vor knapp griff sie in die Schiebetür, um die Weiterfahrt aufzuhalten. Sie stellte ihren Fuß in die Lichtschranke und fing prompt an zu erzählen: *Ich wollte es meiner Nachbarin ja erst gar nicht glauben, wie sie mir erzählte, da steht ein junger Mann im Aufzug in Hoteluniform mit allem Drum und Dran. Sieht*

50 Vgl. American Anthropological Association: Code of Ethics.

*ja schnieke aus, muss man ja sagen!* Etwas außer Atem fuhr sie fort: *Aber sagen Sie mal – für wen machen Sie das denn? Ist das was Offizielles? Meine Nachbarin meinte, Sie sind von einer Uni. Stimmt das denn? Aber ist ja auch egal. Wissen Sie – manch einer erzählt ja viel, wenn der Tag lang ist. Was interessiert Sie denn nun ausgerechnet unser Haus hier? Naja – ich find das ja 'ne super Idee! Endlich mal jemand, der hier für Ordnung sorgt!*

Ihrer ungezwungenen Kleidung wegen nahm ich an, dass sie wohl spontan aufgebrochen war, um mich aufzusuchen. Nun sprach sie munter drauf los: *Waren Sie schon mal in Miami? Wissen Sie – wir haben dort nämlich ein Ferienhaus. Da haben sie überall Security. Im Supermarkt an den Eingängen, in den Wohnanlagen. Einfach überall. An allen Ecken. Alles überwacht. Das müsste doch auch hier möglich sein!* Ich stellte sie mir vor im Vorgarten eines Bungalows, in Bademantel und Schlappen, den Gartenschlauch in der Hand unter tiefblauem Himmel auf saftig grünem Rasen ...

*Hier wohnt ein Abschaum sag ich Ihnen!* Die Wucht ihrer Worte riss mich aus dem kleinen Tagtraum. Halb wandte sie sich ab, sie schien etwas abzuwägen. *Haben Sie kurz Zeit?* Ohne eine Antwort abzuwarten erzählte sie weiter. Ich zückte unterdessen Zettel und Stift. Sie nickte: *Nur zu! Schreiben Sie das ruhig alles auf! Ist ja schön, dass sich endlich mal jemand interessiert. Es interessiert sich ja sonst keiner.* Energisch kreiste sie die Hand und deutete in Richtung Decke. *Hier! Wenn Sie mal schauen wollen. Schauen Sie sich das an. Seit Wochen schon ist die kaputt,* sagte sie und zeigte auf eine defekte Leuchte. *Ich sage Ihnen mal was – das machen die mit Absicht. Weil denen langweilig ist oder was weiß ich.* Kopfschüttelnd schaute sie zu Boden. *Wir haben ein paar schlimme Finger hier. Ist Ihnen ja vielleicht auch schon aufgefallen, was für schräge Vögel hier ein und ausgehen. Die Klingel haben wir schon längst abgestellt. Seit Jahren ist die nicht mehr an. Unsere Bekannten wissen das. Das ist wegen dem ganzen Gesockse, das sich hier rumtreibt. Die wischen mit ihren Schmutzfingern einmal über alle Knöpfe. Irgendeiner wird schon aufmachen.* Sie stemmte die Hände in die Hüften. *Man muss immer auf der Hut sein. Neulich erst fummelt da so einer mit Kapuze an der Tür rum. Hier bei uns auf der Etage bei einem alten Herrn. Das müssen Sie sich mal vorstellen! Der war ja sogar zu Hause! Hat man für sowas Worte? Allmählich geriet sie in Rage. Laut werden muss man da! Laut werden – das ist da das Beste. Security brau-*

*chen wir! Sie glauben ja nicht, was hier manchmal los ist. Vorbilder gibt's ja genug, wie das gehen kann. Schauen Sie in Polen – da in dem großen Supermarkt – wie heißt denn die Kette? Da steht an der Kasse noch einer und packt ihnen die Einkäufe in die Plastiktüte. Und an jeder Tür Security. Das funktioniert, das kann ich Ihnen sagen.*

Es wirkte auf mich, als hätte sie geradezu darauf gewartet, ihren Ärger loszuwerden. Eifrig schrieb ich mit. *Alle Etagen sind unterschiedlich. Diese hier ist eine gute*, berichtete sie. *Ich nehme an, manche Wohnungen im Haus sind Anlaufstelle für Drogen-Deals. Komische Gestalten sieht man hier herumschleichen. Wir sehen das ja hier tagtäglich. Man will ja manchmal gar nicht so genau wissen, was da wirklich alles abgeht. Die meisten Gesichter kennt man irgendwann, zumindest vom Sehen. Aber bei den Zigeunern da unten zum Beispiel, andauernd seh' ich da andere Leute – da weiß ja keiner so genau, wer da nun eigentlich wohnt. Darf man ja nicht sagen, ne? Na aber ist doch so.* Sie winkte ab. *Ist's Ihnen aufgefallen unten – die Haustür? Die geht nach außen auf. Haben Sie gesehen? Und wissen sie wieso? Damit man Sie nicht eintreten kann! Das sagt ja nun mehr als tausend Worte. Ich frage Sie: Wo leben wir denn?* Bedeutsam sah sie mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. *Jetzt habe ich mich hier ja ganz schön aufgeregt. Aber es muss ja auch mal gesagt werden.* Sie lehnte sich ein Stück nach vorn und sprach merklich leiser: *Da sind ja zum Teil waschechte Kriminelle. Mitglieder von arabischen Clans treiben sich hier rum. Die Polizei war auch schon hier. Haben sie bemerkt, was hier teilweise für Autos rumkurven? Na, da möchte ich nicht wissen, wovon die bezahlt sind.* Sie atmete tief durch. *Haben Sie das zufällig gesehen neulich im Fernsehen? Den Bericht über kriminelle Großfamilien? Alle mit dicken Autos, aber Geld vom Sozialamt ... Was läuft denn da bitte nicht richtig? Sagen Sie es mir! Die machen da nicht einmal 'nen Hehl draus. Führen sich auf wie die Scheichs. Und was passiert? Nichts! Können nicht abgeschoben werden, weil sie ihren Pass ‚verloren‘ haben ... Na sagen Sie mal – das ist doch nicht normal! Und jetzt ist denen dann neuerdings eingefallen, dass sie ja eigentlich Syrer sind. Verscheißern kann ich mich auch alleine. Beantragen Asyl und lachen sich tot über unser Rechtssystem. Und unsereins finanziert diesen Irrsinn noch mit! Allah schickt Geld vom Himmel runter ...* Es sprudelte nur so aus ihr heraus: *Die pfeifen ja auf unser Gesetz. Und wenn die*

*Polizei doch mal einen Hopps nimmt, dann stecken alle unter einer Decke. Da treffen sich dann die Familienhäuptlinge und regeln das unter sich. Und Gefängnis schreckt die gar nicht ab. Im Gegenteil – das sehen die dann noch als Ehrung. Weil sie wissen, wenn sie einen verpfeifen, dann blüht ihnen viel Schlimmeres. Da hört's doch aber wirklich auf! Die leben hier nach ihren Stammesregeln – und wir sollen auch noch gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn uns ehrlichen Leuten dann doch mal die Hutschnur platzt, ist man gleich Rassist. Na schönen Dank auch. Sie machte eine Verschnaufpause.*

*Parallelgesellschaften sind das – ganz klar. Aber das darf man ja auch wieder nicht sagen. Und was erst in den Schulen los ist. Da haben sie einen Migrationsanteil bei den Kindern von 70% oder mehr ... Das war ja neulich in den Nachrichten, dass auf einer Schule sogar nur noch Ausländer sind. Na, das hat doch Folgen! Was glauben Sie, was da noch auf uns zu kommt? Von einer Nachbarin die Tochter arbeitet ja im Kindergarten. Da kommen die Eltern und machen regelrechte Ansagen, wie sie meinen, dass es zu laufen hat. Kein Schweinefleisch, Schwimmunterricht wollen sie nicht und so weiter. Wenn es nach denen geht, dann laufen bald alle Frauen wieder verummmt rum oder was? Aber genau das ist es! Man muss sich mal klarmachen, worum es hier geht. Nämlich um unsere Werte. Und so, wie sich diese Großfamilien vermehren, da können Sie sich doch ausmalen, wohin das führt. Deswegen machen die das ja so. Desto mehr Leute die sind, desto mehr Macht haben sie. Das sagen die ja auch ganz offen. Müssen Sie sich wirklich mal anschauen, die Sendung.*

*Dann richtete sie sich unmissverständlich an mich. Und deutsche Akademiker, die bekommen ja keine Kinder mehr, oder kaum noch zumindest. Haben Sie Kinder junger Mann? Verneinend schüttelte ich den Kopf. Na sehen Sie. Da muss man doch nur eins und eins zusammenzählen. Erneut atmete sie durch. Jetzt hab' ich mich wieder verquatscht, nicht wahr? Sie haben ja vielleicht auch schon gehört, wie es dann immer heißt vonseiten der Politik: Ja, die Kinder haben es schwer in der Schule gehabt. Die können ja nichts Vernünftiges arbeiten. Wir müssen mehr für die Integration tun. Diskriminierung abbauen. Die können ja nicht anders ... Ich sage Ihnen mal, wie ich das sehe: Die wollen gar nicht! Die sehen das bei ihren 10 Brüdern und 100 Cousins, die alle dicke Autos fahren und teure Uhren haben und noch keinen*

*einzigem Tag im Leben anständig gearbeitet haben. Es muss doch nicht jeder Ferrari fahren. Oder wie sehen Sie das? Sie geriet kurz ins Stocken. Und wer weiß denn, wer da nun wirklich alles kommt mit der Flüchtlingswelle? Da soll mir einer erzählen, dass das nicht viele auch ausnutzen, um hierher zu kommen. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Wir sehen das ja auch in den Nachrichten. Das ist ganz fürchterlich mit dem Krieg. Den Leuten, die fliehen müssen, um ihr Leben zu retten, denen muss geholfen werden. Das meine ich, so wahr ich hier stehe. In komplizierten Ton fuhr sie fort: Ich habe ja nichts gegen Ausländer, wirklich nicht, aber ... Ich meine, die Behandlung der Flüchtlinge und so weiter, das macht schon einen Unterschied. Aber Sie sehen ja selbst. Sie deutete wieder in der Kabine umher und schüttelte den Kopf. Uns fehlt einfach das Verständnis, dass manche Leute das hier nicht wertschätzen. Sie verlagerte das Gewicht von einem Bein auf das andere. Wissen Sie, wir sind die Nachkriegsgeneration. Damals nach dem Krieg waren wir froh über alles, was wir hatten. Und da kommen nun Leute als Flüchtlinge und zerdeppern ihre Unterkünfte. Ihre Stimme begann zu beben: Die Leute schmeißen ihren ganzen Müll hin, wo sie grad stehen und denken, das ist egal. Da haben wir kein Verständnis für. Wir verstehen nicht, wie die Menschen so mit ihrem Lebensraum umgehen können. Betroffen blickte sie zu Boden und dachte einen Moment lang nach. Und wenn man dann mal was sagt, dann sind wir die Nazis – ‚Nazihure‘ habe ich schon gehört. Ich lasse mich nicht als Rassist abstempeln. ‚Christen und Juden raus‘, stand unten an die Wand gekritzelt. Muss man sich das wirklich bieten lassen? Aber mich wundert ja inzwischen schon nichts mehr.*

*Aber es wohnt sich super hier! Die Wohnung ist wunderbar. Das möchte ich doch auch erwähnt haben. Wir haben den ganzen Tag Licht, schwärmte sie. Wissen Sie, wir haben bei uns zum Beispiel noch immer die erste Küche drin. Ihr Gesicht hellte wieder ein wenig auf. Die haben wir seit damals! Natürlich andere Geräte, alles ganz modern, aber sonst. Die ist noch wie neu, sagte sie hörbar stolz. Man muss doch auch nicht immer alles neu haben. Verstehen Sie, wie ich das meine? Da könnte sich auch die Verwaltung viel sparen. Obwohl, gespart wird ja dafür an anderer Stelle, fügte sie mit Spott in der Stimme hinzu und mahnte: Es sind gute Wohnungen, das sollte man nicht so verkommen lassen! Schön war das früher! Etagenfeste gab es. Damals kannte man so ziemlich jeden. Der nette alte Kern! Sie legte eine Pause ein. Wegen Ihrer*

Aktion jetzt hier, mit dem Rauf und Runter-Fahren, erinnert mich das an eine Feier von damals. Ein junges Pärchen hatte gerade ein Kind bekommen, einen Jungen, das weiß ich noch. Das fing ganz harmlos an bei denen auf der Etage. Waren ja viele junge Leute damals. Sie dürfen nicht vergessen, das war ja ein Neubau zu der Zeit. Aber auch ein paar alte Leutchen zogen ein, meistens in die kleinen Wohnungen. Na, auf jeden Fall hatten sie sich dort einen Wohnzimmertisch und auch einen Tapeziertisch einfach rausgestellt auf den Hausflur. Alle Türen offen – das kann man sich überhaupt nicht mehr vorstellen heute, wo man sich kaum noch traut, die paar Sekunden auf dem Weg zum Müllschlucker die Tür offen zu lassen. Nun also, da kamen dann zwei Herren im Laufe der feuchtfrohlichen Festivitäten auf die Idee, dass mit dem Kennenlernen auf das ganze Haus auszuweiten. Warum sich nicht ein wenig beschnuppern bei so vielen Leuten im Hochhaus? Da stellten die beiden also 'nen Beistelltisch und zwei Stühle in den Fahrstuhl und fuhren, auf Abruf quasi, immer rauf und runter. Und dann boten sie dabei allen die dazu stiegen was zu trinken an, da gab's nen Schnaps. So kamen wir auch dazu. Das kam, so weit ich mich erinnere, auch sehr gut an. Eine anonyme Beschwerde soll es später gegeben haben – wegen Fahrstuhl blockiert. Aber das verlief sich dann im Sande. War ja auch nicht blockiert, zum Mitfahren war ja Platz. Warum erzähle ich Ihnen das? Naja, ich bin ja auch eine Quasselstrippe, nicht? Wieder legte sie eine Pause ein. War eine andere Stimmung damals. Tja, woran lag das? Wir waren überwiegend deutsche junge Leute, aber auch damals waren Italiener, Kroaten, Türken und wer weiß was noch mit dabei. Nee, man kann nicht sagen, dass da keine Ausländer waren. Aber insgesamt schon weniger Südländische als heute. Oh, da muss ich jetzt wieder aufpassen, was ich sage.

Nach der Wende ist es hier versifft. Das Umfeld hat sich total verändert. Die guten Geschäfte sind alle raus. Und die Alkoholiker, die vorm Supermarkt herumlungern, gehen hier hinters Haus zum Pissen. Verzeihen Sie meine Ausdrucksweise. Aber so ist es nun mal, sagte sie mit entschuldigender Miene. Der größte Knackpunkt war diese Einführung, dass man für Fehlbelegung zu zahlen hatte. In den 90er Jahren war das. Da gab das eine regelrechte Fluchtaktion. Ich zieh hier weg, sagten da viele. Das Viertel war toll. Es war alles sauber! Resignation legte sich über ihre Stimme. Wir hatten den Eindruck, dass die Verwaltung da regelrecht Werbung

*gemacht hat beim Arbeitsamt. Ich weiß ja nicht, ob das stimmt, aber ich habe mal gehört, dass die wirklich mit dem Arbeitsamt zusammengearbeitet haben. Ausländer und Arbeitsunwillige – wer sonst keine Wohnung finden konnte, der wurde hierher gesteckt. So kam es uns zumindest vor. Naja, es hat schon immer so welche gegeben, die sich – aus was auch immer für Gründen, eben nicht aufraffen wollten oder konnten. Aber wenn man die nun alle auf einen Haufen tut, da braucht man sich dann nicht zu wundern. Insgesamt hat das das Niveau des Hauses sehr runtergezogen. Mir fehlt auch so ein bisschen das Freundliche, wissen Sie? Wenn sich doch nur alle ein bisschen bemühen würden ... Danke und Hallo. Na, ist denn das wirklich schon zu viel verlangt?*

*Jetzt ändert sich ja vielleicht wieder was. Es ist ja Gott sei Dank die Tendenz da, dass wieder jüngere Leute kommen. Und es kommen wieder mehr Deutsche jetzt. Das darf man ja so nicht sagen ... Das haben wir inoffiziell von der Hausverwaltung, sagte sie und legte sich danach den Finger an die Lippen. Eine Entwicklung, die positiv läuft. Ach, was haben wir gehofft! Endlich auch wieder junge Leute, WGs – das ist doch schön! Haben wir es überstanden? Sollte es wieder aufwärtsgehen? Man hört ja zurzeit viel wegen Mieterhöhungen und so weiter. Sie kennen das sicher. Neulich wurde hier ganz in der Nähe demonstriert. Gegen die Verdrängung von ‚Alt-Eingesessenen‘ sollte da ‚mobil gemacht‘ werden. Wissen Sie, da muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen, wir hätten kein Problem damit, etwas mehr Miete zu zahlen, wenn dafür dann wieder mehr Ordnung ins Haus kommt. Wenn dann auch wieder mehr vernünftige Leute einziehen würden. Nicht nur so ‚ne Schweine, die alles aus dem Fenster werfen. Ich sehe das mit den teureren Mieten deswegen mit gemischten Gefühlen. Das muss man ja aber auch immer relativ sehen. Als wir hier damals eingezogen sind, da waren die Mieten zwar günstiger, man hat im Verhältnis aber auch weniger verdient. Über den Mietpreis kann man ja auch ein bisschen steuern, wer neu ins Haus einzieht. Ein gewisses Publikum kann man damit ausschließen. Wie in einem Restaurant, wo sie ja auch unter anderem über den Preis steuern, wer so kommt. Ich bin überzeugt, dass es dem Haus hier gut täte, wenn das Niveau wieder etwas hoch geht. Sonst haben wir ja inzwischen vor allem eine ‚internationale‘ Hausgemeinschaft. Das mit der Flüchtlingswelle, schlimm ist das. Natürlich ist das schlimm. Aber wir sind nun einmal kein Einwanderungsland. Von der Mentalität*

*der Menschen, die da kommen, ist das eben ein Problem. Das wird man doch wohl nochmal sagen dürfen! Ihre Augen weiteten sich, als sie sprach: Und die Politik wird ihre Strafe kriegen. Es spitzt sich zu! Irgendwann ist ja auch mal Schluss mit lustig. Warten wir's ab. Nun aber Schluss. Sie machte einen Schritt zurück und hielt kurz inne für ein paar Schlussworte: Na, wissen Sie, als ich Sie nun gesehen habe, da dachte ich schon – sollten unsre Gebete erhört worden sein? Ein Concierge wäre ja gar nicht schlecht. Angefleht habe ich die Verwaltung, immer wieder habe ich gesagt: Sicherheit brauchen wir hier! Security! Das ist schließlich ein Problem der Vermietung. Dieses ständige Kommen und Gehen hier, andauernd Fremde im Haus. Das ist doch kein Hotel hier!*

Wohin würde die Fahrt gehen – rauf oder runter? Als den dramatischen Wendepunkt ihrer Wohnungsgeschichte hatte die Dame die Wiedervereinigung benannt. Mit dem Fall der Mauer setzte eine, nun erst möglich gewordene, Abwanderung ins Berliner Umland ein, die Einführung der sogenannten „Fehlbelegungsabgabe“ verteuerte zudem das Wohnen für all jene Haushalte, deren Einkünfte geringfügig über den für das Wohnen im Sozialen Wohnungsbau festgelegten Einkommensgrenzen lagen. Viele der Bewohnerinnen und Bewohner zogen deshalb aus. Übrig blieben zu einem großen Anteil Geringverdiener und Erwerbslose. Es entstanden Orte, an denen sich die Ausgegrenzten der Gesellschaft sammelten.<sup>51</sup> Die Abwärtsbewegung beschleunigte sich.<sup>52</sup>

Von großer Bedeutung war in diesem Zusammenhang die Darstellung der Hausgemeinschaft in den Anfangsjahren nach dem Erstbezug des hohen Hauses. Berichtet wurde von äußerst intensivem Nachbarschaftsleben, das einst die Flure belebte. Dass die langen, dunklen Korridore sich gar für Etagenfeste geeignet hatten, das überraschte mich. Werden doch in manchem Wohnbauprojekt mit ehrgeizigem Aufwand großzügige Gemeinschaftsflächen

51 Vgl. Häußermann & Kapphann (2000): 221.

52 Vgl. ebd.: 158.

geschaffen, die später nicht genutzt werden – und in diesen dunklen langen Fluren fanden einst Feste statt!

Die Qualitäten der Wohnungen rückte sie hingegen in bestes Licht. Sie hoffte darauf, dass ein Ansteigen der Mietpreise das „Niveau“ der Nachbarschaft anheben würde. Dass die Dame bereit war, mehr Geld für die Miete aufzuwenden, wenn sich dadurch die Verhältnisse verbesserten, bedeutete jedoch nicht, dass sie nicht auch andere Möglichkeiten gutheißen würde, um dieses Wunschziel zu erreichen.

Wenn sie einen sachgemäßen und pfleglichen Umgang mit dem Wohnraum forderte, so wünschte sie damit doch im Wesentlichen nicht mehr als die Einhaltung der mietvertraglich geregelten Hausordnung. Ihren Unmut frei heraus mitteilen zu können, das musste ihr zugestanden werden. „Wir verständigen uns gemeinsam in einem offenen Prozess über das, was uns wichtig ist, welche Gründe für das eine oder gegen das andere sprechen“, so bringt Nida-Rümelin die Idee der Demokratie auf den Punkt.<sup>53</sup> Dies muss gültig sein und bleiben in einer demokratischen Gesellschaft – auch für Argumente und Ansichten, die unbequem sein können.

Durch manche dieser Bemerkungen mochten sich Kolleginnen und Kollegen, die zu den Themen sozialer, baulicher, ökonomischer Aufwertung von Stadtteilen forschten, möglicherweise vor den Kopf gestoßen fühlen. Denn das Forschungsfeld „Gentrifizierung“ ist in weiten Teilen bestimmt durch die Geschichten von einer geringverdienenden Bewohnerschaft, der ihr Lebensumfeld entrissen zu werden droht – und deren Konfrontation mit ökonomisch Stärkeren, die diese Verdrängung verursachen. Fälle wie der dieser Dame, die mögliche Mieterhöhungen in der Hoffnung begrüßte, dass es endlich zu baulichen, sozialen und symbolischen Aufwertungen kommen mochte, fanden in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur bislang kaum Erwähnung. Internationalen Studien, die posi-

53 Nida-Rümelin, J. (2016).

tive Effekte von Gentrifizierungsprozessen untersuchen, werden vielmehr zielgerichtet in Misskredit gebracht.<sup>54</sup> Ein prominenter Aufsatz, gegen den sich häufig positioniert wird, ist *Two Cheers for Gentrification* von J. Peter Byrne, dessen Hauptargument lautet, dass von der Entstehung von „economically diverse neighborhoods“ letztlich auch die bereits Ansässigen eines Quartiers profitieren könnten. Daran knüpfen Überlegungen an dahingehend, ob und inwiefern sich Gentrifizierung als ein Instrument einsetzen ließe, um Stadtteile, in denen sich ein hoher Anteil von Menschen in schwierigen Lebenssituationen konzentriert, zu „stabilisieren“. Wird darüber diskutiert, inwiefern benachteiligte Quartiere sich benachteiligend auf ihre Bewohnerschaft auswirken, so muss im Umkehrschluss folglich die Frage lauten, inwieweit die Ansiedlung von Menschen in stabileren Lebensverhältnissen unterstützend wirken kann.<sup>55</sup> In einer empirischen Studie der Humboldt Universität über Verdrängungsprozesse durch Gentrifizierung in Berlin heißt es: „Die Stadtforschung ist ein einäugiger Zyklus, agierend mit einer immensen intellektuellen Einseitigkeit, indem stets nur die Aufwertungsseite des Gentrificationprozesses betrachtet wird – nicht jedoch die andere Seite der Medaille: die Verdrängung. Dies ist wissenschaftlich unhaltbar und entbehrt jeder akademischen Vernunft.“<sup>56</sup> Dieser Vorwurf muss gleichermaßen gelten im Falle der Nichtbeachtung derjenigen, die den Aufwertungsprozessen ihres Wohnumfelds positiv gegenüberstehen. In diesem Haus hatte sich das Thema geradezu aufgedrängt. Für das Gelingen einer „guten“ Nachbarschaft bedarf es mehr als einer vitalen Zirkulation von Geldmitteln. Und physische Nähe alleine führt auch nicht automatisch zu wünschenswertem Austausch der Menschen. Doch spielen ökonomische Aspekte sowie engagierte Vorbilder eine entscheidende Rolle für die Lebenschancen der Menschen

- 54 Siehe zum Beispiel Helbrecht, I. (2016): 11; Holm, A. (2013): 53ff. Vgl. Byrne, J.P. (2003).
- 55 Ghaffari, L; Klein, J.L. & Wilfredo, A.B. (2018): 2.
- 56 Helbrecht, I. (2016): 11.

in ihren Nachbarschaften – dies kategorisch außer Acht zu lassen oder aus strategischen Gründen in akademischen Arbeiten unerwähnt, würde den wissenschaftlichen Erkenntnishorizont auf unzulässige Weise beschränken.

Was hatte sich durch die Einmischende Beobachtung über das Zusammenleben der vielen verschiedenen Menschen des hohen Hauses in Erfahrung bringen lassen? Die Einmischende Beobachtung und die Rolle des Liftboys hatten weit mehr Kontaktmöglichkeiten eröffnet, als ich im Vorfeld zu hoffen gewagt hätte. Während der Fahrstuhlfahrten kam es zu denkbar unterschiedlichen Begegnungen mit der Bewohnerschaft und anderen Menschen. Sicher sagen ließ sich, dass verschiedene Sprachen gesprochen wurden. Viele Menschen im Haus hatten türkische Wurzeln. Doch auch diese ließen sich keineswegs als einheitliche Gruppe fassen. Unter ihnen fanden sich unterschiedlichste Konstellationen – junge Paare, kleine Familien, große Familien, Singles ... Mehrmals fiel auf, dass zwischen Haushalten familiäre Bande bestanden. Vergleichbar verhielt es sich mit den größeren arabischen Familien im Haus. Auch fanden viele Besuche statt. Vorsicht war in diesem Kontext geboten bei vorschnellen Verallgemeinerungen. Das zeigte sich zum Beispiel an einem jungen Elternpaar, das aus Syrien stammte. Dieses kannte verschiedene Nachbarinnen und Nachbarn und pflegte engeren Kontakt vor allem mit Parteien ihres Stockwerks. In besonderem Maße verbunden mit anderen Haushalten, die auf irgendeine Weise einen arabischen Hintergrund hatten, waren sie nicht. Die Ähnlichkeit eines Migrationshintergrundes war kein gemeinsames Merkmal, das für sie auf herausgehobene Weise nachbarschaftliche Gemeinschaft stiftete. Von ihnen erfuhr ich unter anderem, dass sie, nun da ein zweites Kind auf dem Weg war, umziehen wollten in einen Bezirk am Rande Berlins, der grüner und bürgerlicher war. Ihr Ziel war es hinauszuziehen aus dem Zentrum der Stadt, um weiter heranzukommen an die „Mitte“ der Gesellschaft. Weiterhin fand sich eine kleine Anzahl an im weiten Sinne „afrikanischen“ und „russischen“ Haushalten im Haus, die einander kannten. Wenige andere hatten ostiasiati-

sche Wurzeln. Zudem gab es viele weitere Charaktere, die aus allen möglichen Winkeln der Welt stammen mochten. Einige Bewohnerinnen und Bewohner, die bereits seit den 1970er Jahren im Haus lebten, waren offenbar untereinander eng vernetzt und pflegten mitunter enge freundschaftliche Verhältnisse. Sie waren vom „alten Kern“, wie es manche von ihnen ausdrückten. Mehrheitlich waren sie „deutsch“, doch waren von „damals“ auch Parteien mit Migrationshintergründen dabei, darunter polnisch-, jugoslawisch-, griechisch- oder türkischstämmige, die in diesem Zusammenhang gleichermaßen als dazugehörend galten. Mein Eindruck war es, dass die Trennlinien anderswo verliefen, als lediglich entlang von Migrationsgeschichten. Vor dem Hintergrund nachbarschaftlicher Gruppenbildungen trat die Frage in den Vordergrund: Was brauchte es, um dazuzugehören? Eine Überlegung, die im Zusammenhang jedweder Ausformung von Gruppenidentität anzustellen war. Dies zeigte sich eindrücklich am Beispiel einer weiteren Gruppe im Haus: Unter den in den letzten Jahren Hinzugezogenen fanden sich solche, die sich selbst im Zusammenhang des Diskurses um Gentrifizierung als „Pioniere“ oder „Gentrifizierer“ wahrnahmen. „Mehr von uns“ seien es in den vergangenen Jahren geworden, vernahm ich. Mein Eindruck war es, dass den kritischen Selbsteinschätzungen der „Gentrifizierer“ nicht selten ein Anflug eines diffusen Schuldbewusstseins innewohnte. Konnte man jemandem, der gern zentral wohnen wollte und dabei auf eine verhältnismäßig günstige Miete angewiesen war, denn diesbezüglich einen Vorwurf machen? Und inwieweit lag die Entscheidung über die Wohnortstandortwahl überhaupt in ihren Händen?

Wer waren die sogenannten Gentrifizierer überhaupt? Einschlägige populärwissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema „Gentrifizierung“ benennen „Kunstschaffende und Kreative“ als treibende Kraft, die Aufwertungsprozesse in Gang setzt, die dann im weiteren Verlauf zu einem Anstieg des Marktwertes von Immobilien führen.<sup>57</sup>

57 Vgl. Holm, A. (2013): 29ff; Twickel, C. (2010): 107f.

In wissenschaftlichen Studien finden sich ferner Bezeichnungen wie „stathöhere“ und „stathniedrige“ Bevölkerungsgruppen, die anhand von Einkommen oder Bildungsgrad objektiviert werden sollen.<sup>58</sup> Im Falle der Bewohnerschaft des untersuchten hohen Hauses ergaben sich durch die Anwendung dieser theoretischen Konzeptionen mehr Widersprüche als Erkenntnisgewinne. Vor diesem Hintergrund seien Abwägungen aus einem Gespräch wiedergegeben, das mit einer Dame aus dem Haus über die Frage „Wer sind die Gentrifier?“ geführt wurde. Die aus Deutschland stammende Künstlerin kam vor wenigen Jahren über einen Wohnberechtigungsschein zu der Wohnung im Haus, verfügte dem zu Folge über ein Einkommen, das weit geringer sein mochte als das einiger anderer – dennoch würde sie aber sehr wahrscheinlich zu den „Pionierinnen und Pionieren“ gezählt werden. Ihre direkten Nachbarn, das syrische Studentenpaar, von denen beide vor dem Abschluss des Masterstudiums in einer Ingenieurwissenschaft standen, fachlich hochqualifiziert waren und gute berufliche Aussichten hatten, würden ihrer Einschätzung nach aber eher nicht den „Gentrifiern“ zugerechnet. Ein namhafter deutscher Fotograf, der ebenfalls seit ein paar Jahren im Haus lebte und dessen Ausstellungen regelmäßig in den großen Tageszeitungen besprochen wurden, gehörte zweifelsohne zu den „Aufwertern“. Ein anderer Künstler wiederum, der schon seit Jahrzehnten dort wohnhaft war und mehr oder minder mit zum „Alten Kern“ zählte, tat es wiederum eher nicht. Klare Scheidelinien waren weder durch die Betrachtung akademischer Qualifizierung oder von Migrationsgeschichten zu erkennen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass es nicht doch ein ordnendes Prinzip gäbe, das im Inneren der Menschen seine Wirkung entfaltet und sie einander als Ihrgleichen erkennen lässt. Bestimmte Vorlieben des Geschmacks der Menschen werden in Abhängigkeit vom verfügbaren Finanzkapital, der genossenen Bildung und dem sozialen Status wahrscheinlicher oder unwahrschein-

58 Helbrecht, I. (2016): 10.

licher.<sup>59</sup> Was jedoch bei der Betrachtung großer Fallzahlen einen Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit erlangen mag, muss nicht zwangsläufig Rückschlüsse auf das Miteinander einzelner Individuen erlauben.<sup>60</sup> Auf das Themenfeld „Gentrifizierung“ bezogen ließe sich zum Beispiel sagen, dass es mit einer Steigerung von Wohnkosten wahrscheinlicher wird, dass unter denjenigen, die sich diese leisten können, der Anteil von Menschen mit höheren Bildungsgraden steigt. Für Antworten auf die Frage, anhand welcher Merkmale Menschen einander als von ähnlichem gesellschaftlichen Stande erkennen, bräuchte es jedoch andere Zugänge. Analytische Annäherungen, die systematisch den Lebensstil erfassen, könnten darüber Einsichten eröffnen. Im Zuge einer solchen Untersuchung sollten insbesondere der Ausdruck des Individuums in Sprache, Haltung und Kleidung, sowie gegebenenfalls die Einrichtung des bewohnten Raumes, eine zentrale Rolle spielen.<sup>61</sup> Eine These könnte lauten, dass das Gemeinsame erkannt wird an der individuellen Nähe oder Ferne zu bestimmten Positionen im sozialen Raum, die sich in Entsprechungen des „Geschmacks“ ausdrücken.<sup>62</sup> Bezeichnende Merkmale für Gruppenzugehörigkeiten könnten so vielleicht identifiziert werden. Für diese Forschung war der Umstand entscheidend, dass es in diesem hohen Haus Gruppen gab, zu denen sich manche zugehörig fühlten oder von denen

59 Vgl. Bourdieu, P. (1987): 277 ff.

60 Vgl. ebd.: 11.

61 Eine anleitende Grundlage hierfür würde das Kapitel „Der Habitus und der Raum der Lebensstile“ in Pierre Bourdieus Werk *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* sein. Ein Versuch, Bourdieus Theorie auf Wohnortpräferenzen unterschiedlicher Milieus anzuwenden, ist: Gebhardt, D. (2008). Dirk Gebhardt suchte mittels ausgeklügelter und sehr umfangreicher Fragebögen nach Zusammenhängen von Lebensstilen und Wohnmobilität.

62 Ob dies der „legitime Geschmack“ der herrschenden Klasse ist, der „gute Geschmack“ sozusagen, darüber wird weiterhin gerne gestritten. Christine Resch bezweifelt die Gültigkeit von Bourdieus Konzeption einer sozialen Hierarchisierung von Geschmackspräferenzen. Vgl. Resch, C. (2012).

sie sich abgrenzten. Wichtig war dabei die Erkenntnis, dass bei näherer Betrachtung die Verläufe der Grenzen einzelner Hausbewohnergruppen unscharf gezogen waren und dass es zudem Bewohnerinnen und Bewohner gab, die Verbindungen schafften, sozusagen Brücken bauten zwischen verschiedenen Personenkreisen.

Offenheit über den Sinn und Zweck der Forschung und Zurückhaltung gegenüber der Privatsphäre der Bewohnerschaft, das waren die beiden entscheidenden Voraussetzungen für das Gelingen des Experiments. Es kann nicht erwartet werden, dass Menschen darin einwilligen, zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit zu werden. Diese Vorannahme sollte jede Erforschung von Lebensrealitäten leiten. Drei grundlegende Fragen seien an dieser Stelle gestellt: Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Welches Eigeninteresse haben diese an einem Austausch? Wie weit sollte die Einmischung der Einmischenden Beobachtung gehen?

Noch einmal ging die Fahrt hinunter in das Erdgeschoss. Mit dem Öffnen der Tür wurde ich vier Herren in der Uniform des Sicherheitsdienstes gewahr. Im Halbkreis hatten sie sich vor der Fahrstuhltür positioniert. Allem Anschein nach hatten sie dort auf mich gewartet. *So Junge, jetzt ist Schluss! Du hast Hausverbot!* Der kräftige Mann mit dem imposanten Schnauzbart war unzweifelhaft der Anführer der Truppe. Sogleich tat ich einen Schritt heraus aus der Kabine und grüßte höflich in die Runde. *Darf man erfahren, wer Ihnen das erlaubt hat?* Ich erklärte, dass ich es mir sozusagen selbst erlaubt hatte, im Aufzug meine Forschung zu betreiben. Währenddessen zückte ich meine Visitenkarten von der Universität, drückte jedem der Herren eine in die Hand und erklärte kurz und knapp, dass ich mich im Rahmen meiner Forschung hier aufhielt, um das Haus und seine Bewohnerschaft kennenzulernen. Außerdem berichtete ich, dass für meine Aktion die Spielregel galt, sofort abzubrechen, sobald sich jemand damit unwohl fühlte. Und da dies für die Herrschaften der Fall war, zeigte ich mich selbstverständlich ohne Einwände bereit dazu, den Forschungsaufenthalt zu beenden. *Na dit is ja eigentlich 'ne ganz pfiffige Idee! Hätten*

*Se sich vorher besser mal ne Jenehmigung jeholt. So müssen wa die Nummer jetzt leider abbrechen. Aber vom Hausverbot woll'n wa mal absehen, sagte der Mann mit dem Schnauzer. Dafür dankte ich ihm herzlich. Eene Sache noch!, fuhr er fort. Würden Se sich nocheenma rinstellen? Darf ick nen Foto von Ihnen machen? Sonst globt mir dit nachher wieder keener. Wissen Se – wie da vorhin der Anruf kam und es hieß, da steht eener inner Uniform im Aufzug – wat mein' Se wie meene Frau da jekiect hat. Und dit allet am ersten April ...*

Während der Fahrten war ich auf viel Wohlwollen und Interesse gestoßen. Anschließend wollte ich Schlüsselfiguren für ausführlichere Informationen über die Entwicklung der hohen Häuser und deren Hausgemeinschaften gewinnen. Vor allem interessierte mich der Austausch mit langjährigen Anwohnerinnen und Anwohnern, als auch solchen neu hinzugekommenen, die in das Bild der „Gentrifier“ passten. Um passende Gesprächspersonen ausfindig zu machen, verfolgte ich verschiedene Fahrten. Unter anderem entwarf ich zu diesem Zweck ein Flugblatt, von dem ich eines in jeden Briefkasten im Haus einwarf. Dank der großartigen Unterstützung von Freunden und Bekannten konnte der Text nicht nur in deutscher, sondern auch in englischer, türkischer, russischer und arabischer Sprache abgedruckt werden. Es meldete sich niemand. Weitaus besser funktionierte es, möglichst vielen Menschen von meinem Erkenntnisinteresse zu berichten und verschiedene Veranstaltungen im Untersuchungsgebiet zu besuchen.